ein urkundlicher Kommentar zu Goethes Dichtung ...

Johann Froitzheim



BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

IV. HEFT

LENZ, GOETHE UND CLEOPHE FIBICH VON STRASSBURG

EIN URKUNDLICHER KOMMENTAR

ZU GŒTHES DICHTUNG UND WAHRHEIT

MIT EINEM PORTRÄT ARAMINTA'S

IN FARBIGEM LICHTDRUCK

UND IHREM FACSIMILE AUS DEM LENZ-STAMMBUCH

VON

Dr. JOH. FROITZHEIM
Oberlehrer an der Neuen Realschule in Strassburg.

STRASSBURG
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)
1888



Im Verlage der unterzeichneten Verlagshandlung erscheint unter dem Titel :

BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

in zwangloser Folge Abhandlungen und Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte und Litteraturgeschichte von Elsass und Lothringen, Beiträge zur Kunde der natürlichen geographischen Beschaffenheit des Landes, seiner Bevölkerung und seiner Bevölkerungsverhältnisse in der Gegenwart und in der Vergangenheit, seiner Alterthümer, seiner Künste und kunstgewerblichen Erzeugnisse; es sollen daneben selten gewordene litterarische Denkmäler durch Neudruck allgemeiner zugänglich gemacht, und durch Veröffentlichung von Erhebungen über Volksart und Volksleben, über Sitte und Brauch der Stände, über Aberglauben und Ueberlieferungen, über Singen und Sagen der Landesgenossen deutscher und romanischer Zunge das Interesse an der elsasslothringischen Volkskunde befördert werden. Anerbietungen von, in den Rahmen gegenwärtiger Samm-

siehe dritte Seite des Umschlags.



Verlag von J. H. Ed. Heitz. (Heitz & Mündel) Strassburg. Lichtdruck von Albert Frisch in Berlin

LENZ, GOETHE

UND

CLEOPHE FIBICH

VON STRASSBURG.

EIN URKUNDLICHER KOMMENTAR

ZU GOETHES DICHTUNG UND WAHRHEIT

MIT EINEM BILDE ARAMINTA'S

UND IHREM FACSIMILE AUS DEM LENZ-STAMMBUCH

VON

Dr. JOH. FROITZHEIM
Oberlehrer an der Neuen Realschule in Strassburg.

STRASSBURG
J. H. Ed. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).
1888.

VORREDE.

Folgende Studien bieten den Literaturfreunden einen aus urkundlichem Material erarbeiteten Kommentar zum Eingang des 14. Buches von Gœthes Dichtung und Wahrheit, welcher stets als eine der klassischen Stellen für die Geschichte der Sturm- und Drangperiode erachtet worden ist.

Indem ich mit diesen Forschungen dem Beispiele Aug. Stœbers folge, bemerke ich, dass mir dieselben schwerer fielen als ihm. Stœber lebte und schrieb zu einer Zeit, wo noch lebendigere Ueberlieferungen über die Vergangenheit des Elsass und reiche handschriftliche Schätze in Strassburg vorhanden waren, welche letztere im Laufe der Zeit entweder durch den Brand von 1870 oder aus Unkenntnis ihres Wertes vernichtet worden sind; andere literarische Reliquien sind von ausgewanderten Enkeln mit nach Frankreich hinübergenommen worden. Auch war Stœber Landeskind; ihm öffneten sich die Familienarchive leichter als einem Fremden.

Und dennoch würde ich ungerecht sein, wollte ich nicht freudig bekennen, wie zuvorkommende Aufnahme auch ich allmählich bei einheimischen Familien gefunden, wenn ich mit den Namen Gœthe, Lenz, Rœderer, Ott, Fibich leise anzuklopfen wagte und Erinnerungen zu wecken begann, die denselben als längst vergessene Erzählungen ihrer Eltern und Grosseltern ans Ohr klangen.

« Ihr Brief kommt mir vor wie aus einer anderen Welt, wie beschämt bin ich, dass fremde Leute mehr wissen über

unsere Familie als wir selbst», so schrieb mir die Grossnichte von Lenzens Araminta und sandte mir mit überraschender Zuvorkommenheit sämmtliche Familienbilder zur Ansicht, unter ihnen jenes schöne, mit dessen Abdruck ich meine Arbeit schmücken durfte.

Zu grossem Danke bin ich deshalb Herrn Pfarrer Jacob und seiner Schwester Fräulein Jacob, der Familie Michel-Ott und den Enkelinnen des trefflichen Theologen Johann Gottfried Ræderer, welcher der treueste Freund des unglücklichen Dichters Lenz gewesen, für ihre Mitteilungen verpflichtet. Mögen mit mir auch die deutschen Literaturhistoriker das Entgegenkommen denselben dadurch vergelten, dass sie das Andenken ihrer Vorfahren in Ehren halten! — Nicht mindere Erkenntlichkeit schulde ich Herrn Müller, dem Bureauvorsteher des Strassburger Standesamtes, der mich in den Schätzen des ihm unterstellten Archivs mit steter Gefälligkeit zurechtwies.

Die grösste Anerkennung jedoch verdient Herr P. Th. Falck in Riga, der unermüdliche Lenz-Forscher, der mit einer Uneigennützigkeit und Hingabe ohne Gleichen meine Arbeit gefördert hat.

Strassburg, den 1. August 1887.

Dr. J. FROITZHEIM.

Wie der reife Mann sich mit Liebe in die Erinnerung seiner Jugendjahre, da es wie Most in ihm gährte und schäumte, zurückversenkt, so wird auch das heutige Deutschland in seiner Macht und Grösse das Andenken jener Sturm- und Drangperiode nicht vernachlässigen, in welcher die politische Wiedergeburt Deutschlands durch die Wiedergewinnung seiner geistigen Selbstständigkeit gegenüber französischem Einflusse vorbereitet und gefestigt wurde. Nicht allen ist es bekannt, dass gerade in Strassburg am Anfang der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich dieser geistige Befreiungsprocess vollzog; und doch hat der Anblick von Erwins deutschem Riesendome auf Gœthe und seine Genossen den entscheidenden Einfluss geübt.

Ehre den jugendlichen Stürmern und Drängern, die für den Sieg der deutschen Sprache und Sache die Waffen ihres Geistes erhoben! Rechne man ihnen doch nicht immer jenes übertriebene Pathos, jene grenzenlose Schwärmerei wie zum Verbrechen an! Das dunkle Gefühl, Träger einer weltbewegenden Mission zu sein, musste jene Jugend mit berechtigtem Stolze erfüllen, der jeder Schranke, jeder Selbstbeherrschung spottete. Und warum nur die Auswüchse ihrer Kraftleistungen tadeln, ohne mit Genugthuung anzuerkennen, dass Ueberkraft die unerlässliche Vorbedingung einer späteren gesunden Blüte war!

Jene Zeit des Sturmes und Dranges war zweifelsohne eine gewaltig erregende. Nicht alle besassen, wie Gœthe, stählerne Nerven, um solche Erschütterungen ungefährdet zu bestehen und der Periode der heftigsten Gemütsbewegung eine zweite ruhiger, künstlerischer Gestaltung folgen zu lassen. Zartere Naturen sind diesen Anstrengungen erlegen, so der unglückliche Dichter Lenz, dessen merkwürdige Lebensschicksale in neuester Zeit ein grösseres Interesse erweckt haben.

I. Abriss des Dichterlebens.[1]

Jakob Michael Reinhold Lenz, neben Gœthe der talentvollste Lyriker und Dramatiker der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der plötzlich wie ein glänzend Meteor am deutschen Literaturhimmel emporstieg, um spurlos in die Nacht des Wahnsinns zu versinken, wurde am 12. Januar 1751 zu Sesswegen in Livland als Sohn des damaligen Pastors, späteren Generalsuperintendenten, David Lenz geboren.[2] Nachdem die Eltern im Jahre 1759 nach Dorpat übergesiedelt waren, bezog Jakob 1768 als Student der Theologie die Universität Königsberg und kam von dort nach kurzem Aufenthalte in Berlin und Leipzig als Reisebegleiter und Freund zweier kurländischen Edelleute von Kleist im April 1771 nach Strassburg, wo ihn Gœthe in seinem letzten Semester kennen lernte.

« Wir sahen uns selten, schreibt Gœthe,[3] seine Gesellschaft war nicht die meine; aber wir suchten doch Gelegenheit uns zu treffen und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen: blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fliessende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Für seine Sinnesart wüsste ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfasst. »

Nachdem Lenz sich bereits früh als Dichter versucht hatte, schloss er sich bei seiner Ankunft in Strassburg an die von dem würdigen Aktuarius Salzmann geleitete literarische Gesellschaft, der bereits Gœthe, Jung-Stilling, Lerse, Rœderer, Haffner, Ott u. A. angehörten und Herder nahe stand, mit Eifer an.

[1] Dieser Abriss diene dazu, das Interesse an dem sonst wenig gekannten Dichter in weitere Kreise zu tragen.

[2] P. Th. Falck, Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland. Winterthur 1878.

[3] Dichtung und Wahrheit III, 11. S. 46. Ich citiere die Seitenzahl nach der Hempel'schen Ausgabe.

Shakespeare war damals der Held, unter dessen Banner die deutsche Jugend zum Siege auszog.

« Will jemand unmittelbar erfahren, schreibt Gœthe, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herder's über Shakespeare in dem Hefte « Von deutscher Art und Kunst », ferner Lenzens « Anmerkungen übers Theater », denen eine Uebersetzung von Love's labour's lost hinzugefügt war Herder dringt in das Tiefere von Shakespeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters und will denn eben all und überall nach Shakespeare'scher Weise gehandelt haben.»

Ohne Zweifel war Lenz das verdienstvollste Mitglied jener «Gesellschaft der schönen Wissenschaften». Sein Bemühen, den unbestimmten Bestrebungen derselben festere Ziele zu setzen, wurde mit Erfolg gekrönt und am 2. November 1775 in dem Hause des Aktuarius Salzmann zur Eröffnung einer «Gesellschaft deutscher Sprache» geschritten.[1]

Wohl mochte die neue Verabredung der Mitglieder, keine andere als deutsche Aufsätze vorzulesen, auf französischem Boden seltsam erscheinen, aber Lenz bewies die Vorzüge der deutschen vor der französischen Sprache in wissenschaftlichen Aufsätzen[2] und rief als Deutsch-Russe, den der Vorwurf deutschen Chauvinismus nicht treffen konnte, den Elsässern mit Ermunterung ins Gewissen:[3]

« Wir alle sind Deutsche. Mit Vergnügen, aber mit heimlichem, habe ich bisher aus einigen Ihrer Vorlesungen gesehen, dass selbst die Obermacht einer herrschenden, und was noch weit mehr ist, verfeinerten Sprache den alten Hang zu dem mütterlichen Boden Ihres Geistes, ich meine, zu unserer nervigten deutschen Sprache nicht habe ersticken können. Bleiben Sie ihm treu. Alle Ihre kindischen und nachher männlichen Vorstellungen und Gefühle sind auf diesem Boden erwachsen. Der Geist, meine Herren, leidet keine Naturalisationen, der Deutsche wird an der Küste der Kaffern so gut als in Diderots Insel der Glückseligkeit immer Deutscher bleiben und der Franzose Franzos. »

[1] Alsatia 1868, S 174, wo das Protokoll von A. Stœber veröffentlicht ist. Da der Abdruck desselben trotz Stœbers Behauptung ungenau ist und derselbe das S. 175 erwähnte Mitgliederverzeichnis ganz vergessen hat, so habe ich mich zu einer neuen Herausgabe des Protokolls entschlossen, welche durch mehrere bisher ungedruckte Briefe des Salzmann'schen Kreises vermehrt werden soll.

[2] Lenz' Schriften von L. Tieck II, S. 326, vgl. Protokoll S. 175.

[3] Ibid. II, S. 318.

Als schönste Frucht jener Deutschen Gesellschaft, aber auch als letzte deutschen Geistes vor der Revolution ist die Herausgabe einer von wackerer Gesinnung geleiteten Strassburger Wochenschrift « des Bürgerfreundes » zu verzeichnen. Mit Lenzens Uebersiedelung nach Weimar geriet dies Unternehmen ins Stocken. Revolution und Kaiserreich vernichteten die Regungen deutschen Lebens im Elsass. So blieb es bis zum Jahr 1870. Wenn man aber in Zukunft einmal die Pioniere des Deutschtums im Elsass des nationalen Dankes würdigen wird, so möge man auch den Dichter Lenz nicht vergessen, der bereits vor 100 Jahren, inmitten zunehmender Verwälschung, in Strassburg die Fahne deutscher Gesinnung hochgehalten hat.

Lenz war ohne Frage ein hochbegabtes Dichtertalent. Wieland nennt ihn mit Entzücken « einen Dichter à triple carillon ».[1] « Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten » — dieses Gœthe'sche Urteil[2] wird trotz aller nachfolgenden Einschränkungen Lenz für alle Zeiten als einen Dichter von Gottes Gnaden erscheinen lassen.

Lenzens Lyrik ist, wie die Gœthe'sche, nicht gelehrte, sondern unmittelbar dem Herzen entquillende Gelegenheitspoesie. Wäre doch sein herrliches Talent selbst auf der Höhe seines Schaffens nicht schon von den vorauseilenden Schatten zukünftigen Wahnsinns getrübt gewesen! «Der neblichte Blick, das Maulwurfsgefühl», das ihm einmal Wieland nachsagt,[3] hindert wohl sein dichterisches Vermögen sich zur Klarheit des Gedankens sowie des Ausdrucks durchzuringen.

Als Perle seiner Lyrik wird stets sein Gedicht[4] auf die verlassene Friederike genannt werden dürfen, in welchem er sich selbst vor der Verbindung mit einem Wesen warnt, das ihm nur gezwungen folgen, niemals aber innerlich würde angehören können.

[1] Briefe an und von J. H. Merck, herausg. von K. Wagner, 1835 und 1838. s. Brief Wielands vom 13. Mai 1776.

[2] Dichtung und Wahrheit III, 14, S. 144.

[3] Briefe an und von J. H. Merck, herausg. von Wagner. s. Brief Wielands vom 9. Sept. 1776.

[4] Ich citiere dasselbe in der knapperen, aber dichterisch schöneren Fassung, welche Urlichs nach dem im Besitz Falcks befindlichen Originale im Archiv für Litteraturgeschichte VIII, S. 166 herausgegeben hat.

Die Liebe auf dem Lande.

Ein schlechtgenährter Kandidat
Der oftmals einen Fehltritt that
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrte einst bey einem Pfarrer ein
Den Sonntag sein Gehülf zu seyn.

Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich. —
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flamen ohne Maass zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild. —

War nicht umsonst so still und schwach
Verlassene Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brodschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernam,
Im Traum er immer wieder kam.

Für ihn sie noch das Härlein stutzt [1]
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,
All' ihre Schürzen anprobirt
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und von dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ihr Schmeichler seyn.
Kam aber etwas fremds in's Haus,
That sie sich schlecht und häuslich aus,

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nam.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht

[1] In der Handschrift «stützt», ohne Zweifel ein lapsus calami, trotz Urlichs Erklärungsversuch.

Und jener Stunden Seligkeit
Und jener Träume Wirklichkeit
Die, angeboren jedermann
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Ach Männer, Männer seid nicht stolz
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Wenn irgend ein Dichter der Sturm- und Drangperiode, so war gerade Lenz von der Ueberzeugung erfüllt, dass die deutsche Nation nur durch das Drama in Bewegung gesetzt werden könne. Leider kam er über die Shakespearomanie nicht hinaus; daher denn das Abgerissene der Scenen, die Verkennung jeder bühnengemässen Forderung, der Cynismus der Anschauung, der unser sittliches Gefühl empört, aber vor dem Ausbruch der französischen Revolution die vorhandene Gährung gegen alles Unwahre bezeichnet.

Zu spät erkannte Lenz, dass die Nation durch die Regellosigkeit dramatischer Gebilde auf die Dauer nicht zu fesseln sei, dass es noch etwas höheres als «Nesseln vorweg zu hauen» [1] gäbe, aber er leiht uns auch den Schlüssel der Erkenntnis, warum auf Sturm und Drang nicht Sonnenschein habe folgen können. Von seinem Vater in jungen Jahren ohne jede materielle Unterstützung gelassen, musste sich der Arme kümmerlich durch die Welt schlagen.

« Mir fehlt zum Dichten Musse, klagt er, und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb in Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann. » [2]

Und doch, welche Goldkörner neben hässlichen Schlacken auch hier, welche packende Gewalt der Empfindung, welche scharfe Charakteristik und lebendige Sprache! Gewiss hat Lenz aus dem Umgang mit Gœthe geistigen Nutzen gezogen, aber die Mitteilung beruhte auf Gegenseitigkeit: Stolzius in den « Soldaten » ist mit Lenzens Charakter Vorbild zu Brakenburg geworden, der kurze, aber wirkungsvolle Monolog der Marie in eben demselben Drama erinnert an Gretchen und Klärchen.

[1] Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften, Baden 1857, S. 183.
[2] K. Wagner, Briefe von und an Merck. Brief vom 14. März 1775 an Merck.

Lenz' Soldaten I, Sc. 6.
Marie (küsst ihrem Vater die Hand) Gute Nacht Pappuschka! (Da er fort ist, thut sie einen tiefen Seufzer und tritt ans Fenster, indem sie sich aufschnürt) Das Herz ist mir so schwer. Ich glaube, es wird gewittern die Nacht. Wenn es einschlüge — (sieht in die Höhe, die Hände über ihre offene Brust schlagend) Gott! Was hab' ich denn Böses gethan? — — Stolzius — — ich lieb' dich ja noch — aber wenn ich nun mein Glück besser machen kann — und Papa selber mir den Rath giebt (zieht die Gardinen vor), trifft michs, so trifft michs, ich sterb' nicht anders als gerne (löscht ihr Licht aus).

Gœthe's Faust.
Margarethe:
Es ist so schwül, so dumpfig [hie (Sie macht das Fenster auf)
Und ist doch eben so warm nicht [drauss.
Es wird mir so, ich weiss nicht [wie —
Ich wollt, die Mutter käm nach [Haus.
Mir läuft ein Schauer übern Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam [Weib!

Clärchen, III. Aktschluss: So lass mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!
V. Akt: (Die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen vergessen, flammt noch einmal auf, dann erlischt sie).

Gerade in kleinen Zügen war Lenz unerschöpflich. Gœthe sagt von ihm, «die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wusste, setzte mich oft in Erstaunen». Manchen solcher Züge mag Gœthe in seine Dichtungen übertragen haben. Ich bemerke noch folgende Parallelstelle:

Lenz' Tagebuch, S. 273:
Ich hatte ihr Nachtkleid gelobt — die Mutter hiess sie einigemal sich ankleiden, sie wollte nicht.

Egmont I, 3.
Mutter: Ziehst du dich nicht ein wenig besser an?
Klare: Vielleicht Mutter, wenn ich Langeweile habe.

Gœthe hatte Strassburg bereits im August 1771 verlassen, während Lenz bis in den März 1776 daselbst verblieb. Im Frühjahr 1772 begleitete er den zweiten Baron von Kleist mit seinem Regimente erst nach Fort-Louis, dann nach der Festung Landau, um im Herbste zu dem ältesten Baron nach Strassburg zurückzukehren. Bald darauf wurde letzterer, der sich unterdessen mit einer Strassburger Bürgerstochter verlobt hatte,

von seinem Vater nach Kurland zurückgerufen. Aber noch vor seiner Abreise traf auch der dritte und jüngste Bruder in Strassburg ein. Zwischen ihm und Lenz erfolgte im Herbste 1774 über die Einmischung des letzteren in jene Liebesangelegenheit des ältesten Barons ein Bruch. Lenz trennte sich von demselben, bezog ein anderes Quartier in der Stadt und führte von nun an «sein Schifflein selbst.» Indessen wenn er auch, «arm wie eine Kirchenmaus» und «gehetzt wie ein Postpferd», gleich anderen bedürftigen Studenten der Theologie in der Stadt herumlaufen musste, um durch Schanzen sein Brod zu verdienen, es war doch die freieste und für seine Muse ergiebigste Zeit seines Lebens.

Gœthe, der seit dem Erscheinen des Götz in lebhafterem brieflichen Verkehr mit ihm gestanden, unterbrach die Geniereise, die er im Sommer 1775 mit den beiden Grafen Stolberg nach der Schweiz unternahm, durch einen Abstecher nach Strassburg, ausdrücklich, wie er dem dort studierenden Erbprinzen Karl August von Sachsen-Meiningen mitteilte,[1] um seinen Freund Lenz zu besuchen. Dem Andenken an den ersten Besuch in der Pfingstwoche den 24. Mai 1775 widmete Lenz in einem Wirtshausgarten vor dem Fischerthor die Verse:

Der Wasserzoll, Denkmahl der Freundschaft.[2]

« Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm er ohngefehr
Hier, wo wir sassen, wieder her.
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

L. an G.

[1] L. Bechstein, Mitteilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen. Halle 1856. S. 106.

[2] Iris 1775. IV, 2 S. 147 vergl. J. v. Sivers J. M. R. Lenz in der Baltischen Monatsschrift 1879 S. 356, wo auch die Uebersetzung:

Arbres muèts, temoins d'un Souvenir
Dont le regrèt trouble les charmes
Ah! dans cès lieux jamais s'il pouvait revenir
Pouriéz vous lui taire mès larmes!

Unter jenen Bäumen schrieb Gœthe an Johanna Fahlmer nach Frankfurt:

Liebe Tante! In freyer Lufft! einem Uralten Spaziergang hoher vielreih kreuzender Linden, Wiese dazwischen das Münster dort! dort die Ill. Und Lenz lauft den Augenblick nach der Stadt. Ich habe schon ein Mittagessen bestellt hier nah bey u. s. w. er kommt wieder etc. — Diese alte Gegend, iezt wieder so neu! — Mittwoch den 24. May 1775 — eine Viertelstunde von Strasburg. G. (Hirzel-Bernays der junge Gœthe III 88).

Gœthe verabschiedete sich von dem Freunde mit dem Stammbuchverse:

> Zur Erinnrung guter Stunden,
> Aller Freuden, aller Wunden,
> Aller Sorgen, aller Schmerzen,
> In zwei tollen Dichter Herzen
> Noch im letzen Augenblick
> Lass ich Lenzzen dies zurück.[1]

Damals stand die Freundschaft beider Dichter, welche neben einander auf dem deutschen Parnass genannt zu werden pflegten, im Zenith.

Im November 1775 wurde Gœthe von dem Herzog Karl August nach Weimar berufen. Lenz verblieb den Winter in Strassburg und erfüllte damals sein Herz mit einer neuen Liebe zu Henriette Waldner von Freundstein, der späteren Frau von Oberkirch.

Endlich im März 1776 riss er sich aus den Strassburger Verhältnissen los. Not einerseits, andererseits die schmeichelhafte Hoffnung, eine ähnliche Stellung wie Gœthe zu erringen, trieben ihn nach Weimar. Er war dem Herzog bei dessen Aufenthalte in Strassburg vorgestellt worden und träumte sich in den Gedanken, durch eine Schrift über Soldatenehen der Regenerator des sächsischen Kriegswesens zu werden, sowie der Dichter Gœthe sich dem Herzog bereits durch seine juristischen Kenntnisse nützlich zu machen gewusst hatte.

Lenzens Ruhm befand sich damals auf dem Gipfel. Mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, mit Lavater, Pfenninger, Zimmermann, Merck, Herder, Jacobi stand er in persönlichem oder brieflichem Verkehr; seine Fehde mit Wieland, die er bei seiner Uebersiedelung nach Weimar beizulegen suchte, hatte nicht zum geringen Teile zu seiner Berühmtheit beigetragen.

Von Merck in Darmstadt freundlich empfangen, von Klinger in Frankfurt mit fürstlichen Ehren eingeholt und bei der Frau Rat aufs trefflichste bewirtet, erhielt Lenz auf dem Wege nach Weimar die Trauerbotschaft, dass Fräulein von Waldner die Braut des Herrn von Oberkirch geworden sei. Seine Erregung spiegelt sich in jenem Briefe an Lavater wieder, in welchem er dem väterlichen Freunde die eigentümliche Zumutung stellt, der

[1] Ueber diesen Stammbucheintrag siehe weiter unten.

ihm wenig oder gar nicht bekannten Dame in aller Form von solcher Verbindung abzuraten.[1]

Am Musenhof in Weimar wurde der ungerufene Gast mit Wohlwollen aufgenommen. Bald war er verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, war den ganzen Tag «oben beim Herzog» und durfte ihm Lavaters Schriften vorlesen. Allein dieser glatte Boden war für den unerfahrenen Jüngling, der Taktlosigkeiten für Geniestreiche ansah, auf die Dauer zu gefährlich.[2]

Bereits am 24. April hatte Lenz nach Gœthes Ausdruck eine Eselei begangen, da er uneingeladen auf dem Hofball erschien und eine Adlige zum Tanz zu führen sich anschickte. Am 29. Nov. verzeichnet Gœthe eine neue «Eselei Lenzens» in sein Tagebuch. Die Sache war so schlimm, dass der Dichter vom Herzog binnen 24 Stunden des Landes verwiesen wurde.

Was die Ursache dieser strengen Massregel gewesen, ist, wie bei Ovids Verbannung, bis jetzt geheim geblieben, da sich die Beteiligten, wie es scheint, unverbrüchliches Stillschweigen gelobt haben. Ohne Zweifel waren Gœthe und die Frau von Stein angegriffen. Von Gœthe gesteht es Lenz selbst in seinem Briefe an Herder den 30. Nov. 1776.[3] Auf Frau von Stein, auf deren Gute Lenz im September und Oktober 5 Wochen hatte verweilen dürfen, deuten folgende abgerissene Sätze, welche Lenz seiner Gewohnheit nach auf das Kouvert eines Briefes von Rœderer hingeschrieben hat. Die Mitteilung derselben verdanke ich der Güte Falcks:

«Hat sie mich davon vorher warnen lassen durch ihn?[4] Und ich suchte das nicht zu hindern».

«Nur wenn alles gethan ist den letzten Genuss um ihr sagen dass ich sie erwarte».

«schändlich kalte Tugend, die uns zwingt Aufopferungen gegen einen Freund zu machen den wir hernach dafür nicht lieben können».

«der alles hingiebt, zuletzt das Leben und nichts thut, weil es nicht das Herz hat ...»

[1] Dorer-Egloff S. 161.

[2] Brief Wielands an Merck vom 13. Mai: Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechtes geschoren.

[3] Aus Herders Nachlass I, S. 245.

[4] Ebenso Lenz im Briefe an Herder (Aus Herders Nachlass I, S. 244): «Hätte ich Gœthens Winke nur eher verstanden! Sag' ihm das.»

«stum den Weg zum Vater».[1]

«Sobald mein Platz ein anderer ausfüllen kann, warum ihn nicht verlassen? Sobald aber dies gethan ist, gehe ich. Es ist Gott, der mich ruft. Im Frieden ist auch im Mil.[2] nichts zu thun für mich».

«Quisquis ubique habitat maxime nusquam habitat».

Die Worte Gœthes an die Frau von Stein[3] «die Sache reisst so an meinem Innersten, dass ich dadran wieder spüre, wie tüchtig es ist und was aushalten kann» lassen die Schwere des Vorfalls erkennen.

Der Streich, den sich Lenz hatte zu Schulden kommen lassen, war gewiss kein sittlich tadelnswerter; wie hätte sonst der Theologe Herder die Vermittelung übernehmen können. Goethe spricht von einer «Eselei», Wieland sogar nur von einer «Impertinenz».[4] Deshalb konnte auch Lenz, indem er eine von unbekannter Hand dargebotene Unterstützung mit Stolz zurückwies, von einem «unbewussten Verbrechen» reden und um «Gerechtigkeit» bitten. Allein die Taktlosigkeit war nun einmal begangen, die seinen weiteren Aufenthalt in Weimar unmöglich machte.

Am 1. Dez. 1776 verliess Lenz Weimar, um bei seinem treuen Freunde Schlosser, Goethes Schwager, in Emmendingen bei Freiburg eine Zufluchtsstätte zu suchen. Aber ruhelos schweifte er am Oberrhein umher. Wir finden ihn bei Lavater in Zürich oder auf Gebirgsreisen in der Schweiz. Nachdem bei Kaufmann in Winterthur Herbst 1777 der erste eigentliche Wahnsinnsausbruch erfolgt war, tauchte er plötzlich bei Friederike in Sesenheim auf und wird von da als tobsüchtig nach Strassburg geschafft.[5] Den 20. Januar 1778 erscheint er in bitterer Winterkälte vor der Thür des Menschenfreundes Oberlin im Steinthal, um auf's neue nach herzzerreissenden Selbst-

[1] Vergl. das Gedicht «An meinen Vater. Von einem Reisenden», Tieck, Lenz' Schriften III, S. 266.

[2] Vergl. Brief Lenzens an Salzmann aus Kochberg 23. Oct. 1776 (Stœber, Der Dichter Lenz S. 84): Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder. Doch das unter uns.

[3] Gœthes Briefe an Frau v. Stein I, S. 72.

[4] Deutscher Merkur 1777 Juli S. 11.

— Der Junker zieht
Wie Bruder L(enz)
Sich aus der ersten
Impertinenz
Durch eine zweite.

[5] Gœthe, Biographische Einzelheiten. Vgl. Falck, Friederike Brion S. 69.

mordsscenen[1] nach Strassburg und von da durch seinen Freund Rœderer zu Schlosser nach Emmendingen gebracht zu werden. Hier erreichten Lenzens Wahnsinnsausbrüche den höchsten Grad. Nachdem Klinger vergebens eine Kaltwasserkur mit dem Unglücklichen versucht,[2] musste Schlosser den 8. April 1778 an Rœderer berichten:[3]

« Lenz hat ein Recidiv bekommen und ist nun ganz rasend. Er muss an Ketten liegen und wird täglich und Nachts von 2 Mann bewacht. Da sein Puls dabey ganz natürlich geht, so müssen wir und der Arzt seine Manie für unheilbar halten. Wir sind nun entschlossen ihn ins Frankfurter Tollhaus zu bringen, das mehr ein Spital, als ein Tollhaus ist. Da soll wöchentlich 3 Gulden für gezahlt werden. Rechne ich die Nebenkosten, seine bessere Verpflegung dazu, so kans auf 20 Louisdor kommen. Ich werde in der Schweiz und Colmar dafür Subscriptionen sammlen; auch habe ich darüber nach Weimar geschrieben. Suchen Sie doch auch in Strassburg durch Sich oder Salzmann was zu erhalten. Ich habe in der Zeit, als er bey mir war, erstaunlich gelitten. Sein Tod würde mir der grösste Trost seyn. »

Doch liess Schlosser den Gedanken an das Frankfurter Tollhaus fallen, als sich die Tobsucht in Trübsinn abschwächte. Seitdem wurde Lenz auf Kosten seiner Freunde, zu denen auch der Herzog von Weimar einen Beitrag stellte, zuerst einem Chirurgus, später einem Schuhmacher Süss zur Pflege übergeben, zu dessen Sohne Konrad der Arme eine unendlich rührende Neigung gewann.

Endlich im Sommer 1779 rührte sich Lenzens Familie, an welche sich Schlosser bereits das Jahr zuvor ohne Erfolg gewandt hatte. Man kann es ihm, der soviel für den Unglücklichen gethan, wahrlich nicht verübeln, dass er in einem Briefe an Sarasin seinem Unmut über das Verhalten des Superintendenten Lenz die Zügel schiessen liess. «Der Herzog von Weimar, schreibt er,[4] bezahlt die Kost. Aber sein Vater ist ein eingefleischter Schurke, der mir gar nicht mehr antwortet, seitdem ich ihm sagte, dass seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen.» Erst im Juli 1779 kam der ältere

[1] A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 11 ff.

[2] M. Rieger, Klinger S. 259.

[3] A. Stœber, J. G. Rœderer und seine Freunde S. 69.

[4] R. R. Hagenbach, Jakob Sarasin und seine Freunde in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte IV, Basel 1850 S. 102.

Bruder Karl Heinrich Gottlieb Lenz, um den Unglücklichen über Lübeck nach Riga heimzuführen. Er fand ihn bis auf eine unglaubliche Schüchternheit wieder hergestellt. Strassburg aber musste er, so leid es ihm that, mit ihm vermeiden. Mit welchen Gefühlen er die Thürme von Riga wieder erblickte, schildert der Arme in einem bewegten Abschiedsbriefe an Friederike von Sesenheim.[1]

Von da ab verliert sich unsere Kenntnis von des Dichters Schicksal ins Ungewisse. Vergebens machte sich Lenz Hoffnung auf das Rektorat der Rigenser Domschule, auch die Familie suchte sich seiner zu entledigen. Von Riga kam er nach Petersburg, von dort nach Moskau, wo er eine kurze Zeit als Hauslehrer lebte, um in immer tieferes Elend zu versinken. Man nannte ihn den kleinen oder verrückten Lenz; er trank, machte Schulden, Anfälle von Wahnsinn wiederholten sich, zuletzt hatte er keine feste Wohnung mehr. So fand man ihn in einen alten zerrissenen Mantel eingehüllt am Morgen des 24. Mai 1792 todt in den Gassen von Moskau.[2]

So starb ein grossbeanlagter Dichter, der eine Zeitlang neben Gœthe auf dem deutschen Parnass geglänzt hatte, als ein Opfer der Sturm- und Drangperiode, deren eigentlicher Typus er nach seinen Verdiensten und Schwächen genannt werden darf.

«Von allen verkannt, sagt sein Nekrolog,[3] gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edeln Armuth ist. Er lebte von Almosen, aber er nahm nicht von Jedem Wohlthaten an und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützungen anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeussere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren.»

II. Gœthes Urteil über Lenz.

Der Erste, welcher Lenzens Andenken der Vergessenheit entriss, war Ludwig Tieck, welcher 1828 seine gesammelten Werke in einer allerdings unzulänglichen Ausgabe veröffent-

[1] Falck, Friederike Brion, Berlin 1884, S. 73.
[2] Jegor v. Sievers, J. M. R. Lenz. Riga 1879.
[3] Allgemeine Literaturzeitung 1792. Intelligenzblatt Nr. 99.

lichte. Nach ihm haben Stœber, Düntzer, Dorer-Egloff, Falck, Sivers und andere aus bisher ungedruckten Quellen das Lebensbild des Dichters zu vervollständigen sich bemüht.

Dennoch gilt noch heute von Lenz das geflügelte Wort: «Von der Parteien Hass und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.» Nachdem Gervinus in seiner Literaturgeschichte[1] den Armen in dem Bewusstsein eines Mannes, der auf den Schultern anderer steht, mit catonischer Strenge abgekanzelt, leistete Gruppe, dem Vorgang Dorer-Egloffs folgend, in einer phantasiereichen Monographie[2] dem unglücklichen Dichter den schlechten Dienst, Lenz über Lenz selbst erheben zu wollen. In neuester Zeit hat Hettner in seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts das von Gervinus gefällte Urteil im wesentlichen wiederholt,[3] dagegen Falck, Urlichs[4] und Erich Schmidt[5] den Wert des Menschen und Dichters in ein besseres Licht zu rücken gesucht.

Immerhin ist eine schon von Gœthe[6] ersehnte Darstellung des Lenzischen Lebens und Dichtens in einer erschöpfenden Arbeit noch nicht erschienen und kann naturgemäss so lange nicht erscheinen, als der umfangreiche biographische und literarische Nachlass des Dichters, der vor und nach seinem Tode verzettelt wurde, noch immer in Privathänden ruht.

Möchten doch die glücklichen Besitzer desselben ihre handschriftlichen Schätze, auf deren Veröffentlichung die literarische Welt nun so lange gespannt ist, ohne jede Anmerkung sofort herausgeben.[7] Es wäre damit der Wissenschaft ein ungleich besserer Dienst geleistet, als mit jenen Angriffen, wie sie neuerdings auf die verdienstlichen Publicationen Falcks unternommen worden sind. Denn verdienstlich ist jede Publication, welche neues Material herbeischafft; auf die Sicherung des Urteils kommt es erst in zweiter Instanz an, und wird noch manches Wasser ins Meer fliessen, ehe ein abschliessendes Votum in

[1] IV, S. 656 ff.

[2] Reinhold, Lenz Leben und Werke. Berlin 1861.

[3] III, 1. S. 235 ff.

[4] Deutsche Rundschau 1877, S. 254-292: Etwas von Lenz.

[5] Lenz und Klinger, Zwei Dichter der Geniezeit. Berlin 1878

[6] Dichtung und Wahrheit III, 14. S. 146.

[7] In der Alsatia 1868 S. 174 verkündet Aug. Stœber, dass Freiherr von Maltzahn schon seit längerer Zeit eine Sammlung von Lenz' Gedichten und kleinen Schriften vorbereite. Heute schreiben wir 1887, ohne dass diese Sammlung erschienen ist.

der selbst von Gœthe als schwierig bezeichneten Lenz-Frage erfolgen kann.

Da mithin die Quellen noch nicht abgeschlossen sind, kann es auch nicht Zweck dieser Arbeit sein, eine auf die Erwägung aller einschlägigen Momente gegründete Beurteilung des Dichters Lenz zu geben; nur einige wichtige Bausteine zu einer zukünftigen Biographie und zum Verständnis seiner in Strassburg entstandenen Werke gedenke ich beizutragen, die, da sie aus urkundlichem Materiale bestehen, ihren Wert in sich selber bergen. Leicht mag es den glücklichen Besitzern des Lenz-Nachlasses sein, über Ereignisse seines Lebens sich kurzer Hand aus den Papieren des Dichters zu belehren, schwerer wird es dem Forscher in fremdem Lande, die Urkunden selbst erst aufzuspüren, aus denen sichere Schlüsse gewonnen werden können.

Für die Charakterisierung des Dichters Lenz ist von jeher der Anfang des 14. Buches von Gœthes Dichtung und Wahrheit als klassischer Ausgangspunkt angesehen worden. Welche Mühe hat sich hier der Meister psychologischer Malerei gegeben, um das indefinible Wesen Lenzens in einen einigermassen sicheren Rahmen zu bannen. Gœthe sagt dem früheren Freunde einen entschiedenen Hang zu zweckloser Intrigue nach und führt wie zum Beweise folgende seltsame Geschichte aus seinem Leben an:

«Man hatte ihn mit livländischen Kavalieren[1] nach Strassburg gesandt und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterliess eine Geliebte, an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das kostbare Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloss nun selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, dass er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene Desto besser für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches desto länger andauern konnte, als sie es ihm gleichfalls spielend erwiderte, ihn bald anzog, bald abstiess, bald hervorrief, bald hintansetzte. Man sei überzeugt, dass wenn er zum Bewusstsein kam, wie ihm denn das zuweilen zu geschehen

[1] In den biographischen Einzelheiten unter «Lenz» schreibt Gœthe richtig: «kurländischen Edelleuten.»

pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe.

« Mündlich und nachher schriftlich hatte er mir die sämmtlichen Irrgänge seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut; die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wusste, setzte mich oft in Erstaunen, so dass ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloss und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. »

Es ist erklärlich, dass man an die Existenz jener verliebten Kreuz- und Querzüge, bei welchen Lenz eine wenig glänzende Rolle spielte, im Interesse des Dichters nicht recht glauben wollte. Gruppe ignorirt sie, Dorer-Egloff meint S. 155: In dieser Erzählung scheint so viel Kombination zu liegen, dass man es wohl niemanden verargen wird, wenn er in die Wahrheit derselben einigen Zweifel setzt und glaubt, dass in der Erzählung nur ein Plan für einen zu schreibenden Roman, nicht aber geschichtliche Wahrheit enthalten sei; auch Erich Schmidt fühlt sich geneigt, von einer « romanhaften Beichte » zu sprechen.[1]

Bei solchen Zweifeln ist es wohl gerechtfertigt, eine genaue historische Untersuchung anzustellen; handelt es sich doch nicht nur um die Glaubwürdigkeit der Gœthe'schen Kritik an einer einzigen Stelle, sondern, da dieselbe einen Ausgangspunkt für die ganze Beurteilung bildet, die man Lenz hat zu teil werden lassen, um die Sicherung des Gœthe'schen Urteils über Lenz überhaupt.

III. Bisherige Dokumente.

Den zunächst zu liefernden Beweis, dass ein solches Liebesverhältnis des kurländischen Barons in Wirklichkeit vorhanden, hatte schon Dorer-Egloff in Händen. S. 179 seiner Schrift citiert er folgenden Brief Lenzens an Lavater vom Juni 1774, als letzterer sich zur Badereise über Strassburg und Frankfurt nach Schwalbach aufmachen wollte:[2]

[1] Lenz und Klinger S. 14.

[2] Ich gebe das Briefexcerpt nach der von Falck genommenen Abschrift des Originalbriefes.

«Ich bin Gesellschafter eines Kurländischen Cavaliers der im Begrif steht nach Hause zurückzugehn, mich hier zu lassen. Ich zählte darauf weñ du laut deiner vorigen Briefe in drey—vier Wochen abreisetest, er würde gegen diese Zeit verreist und ich frey seyn. Also würden wir dir förmlich entgegen reisen, dich herholen können etc. So aber muss grad itzt das Schicksal seinen jüngern Bruder der bey einem andern Regiment steht mit seinem Regiment gegen den Tag deiner Abreise hieherführen (den 11. haben sie Ordre erhalten auszumarschiren) der Bruder erwartet ihn, um ihn noch das letzte mal vor seiner Heimreise hier zu sprechen und ich in die allergeringsten ihrer beyden Geschäfte verwickelt darf mich nicht von ihnen trennen — besonders da diese Reise in dem ganzen Lebenslauf des ältesten Epoque macht.»

Die geheimnisvollen Schlussworte, bezogen auf Gœthes Aeusserung «der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterliess eine Geliebte, an die er fest geknüpft war» konnten Dorer-Egloff zu dem Schlusse führen, dass es sich bei jener Reise um die Einwilligung der Eltern in die bürgerliche Ehe ihres Sohnes gehandelt haben möchte. Ja, die bezeichnenden Worte Gœthes «er hinterliess eine Geliebte, an die er f e s t g e k n ü p f t war,» konnten ihn zu der Vermutung leiten, dass hier mehr als ein mündliches Versprechen gegeben war. Und wirklich hat dies schriftliche Eheversprechen des Herrn von Kleist auf Lenzens Einbildungskraft so grossen Eindruck geübt, dass er, der, wie die Dichter jener Zeit überhaupt, seinen Dichtungen reale Erlebnisse zu Grunde legte, dasselbe in seinem Drama, «die Soldaten» und in dem kleinen Roman «Zerbin oder die neuere Philosophie» verwertet hat.

Die Soldaten spielen eigentlich in Strassburg. Die nur auf Strassburg passende «Rheinluft»[1] verrät dies, trotzdem zur Verschleierung der Thatsachen als offizielle Oertlichkeiten Lille und Armentières figurieren. In Strassburg also liebt die bürgerliche Marie Wesener den adligen Offizier Desportes, der zu ihren Gunsten ein versiegeltes Eheversprechen bei einem Notar hinterlegt hat, sie aber schmählich im Stich lässt. Marie geht in Leidenschaft und Elend zu Grunde, Desportes aber, der das Schicksal Weisslingens teilt, wird von Stolzius, Mariens verschmähtem Bräutigam, der mit Lenz zusammen unverkennbare Züge zu Brakenburg geliefert hat, aus Rache vergiftet.

[1] Akt II Sc. 2.

Zerbin ist Lenz selbst. Von Gellert empfohlen, wird der junge Magister der Mathematik Mentor eines Grafen Altheim in Leipzig, bei dem er, wie Lenz bei seinen kurländischen Baronen, Wohnung und Tisch frei hat. Ihn und den sächsischen Officier Hohendorf unterrichtet Zerbin in Mathematik und doppelter Baukunst, wie denn auch Lenz sich gern als einen Kenner artilleristischer Wissenschaft ausgab. Nach allen dreien wirft Renata Freundlach ihre Netze aus. Allein Hohendorf zieht sich langsam zurück, «da er schon eine Frau hatte, zwar nur von der linken Seite, der er aber ein besiegeltes Versprechen, sie gleich nach seines Vaters Tode zu heirathen, in den Händen eines königlichen Notars hinterlassen hatte.» u. s. w.

Wie Lenz in Zerbin, die beiden Kleist in Altheim und Hohenthal, die Braut des ältesten Kleist in Renata wiederzufinden ist, so spielt in den Soldaten Lenz die Rolle des Feld- und Sittenpredigers Eisenhardt, die Offiziere Desportes und Mary sind die beiden Kleist, die Braut heisst hier Marie Wesener.

Bei dieser quellenmässigen Uebereinstimmung — hier wie dort wird die Liebesgeschichte und das notarielle Eheversprechen des Kurländers der Angelpunkt des Ganzen — an der Existenz jenes Eheversprechens zweifeln zu wollen, ist unstatthaft. Ueberdies schreibt Lenz im März 1776, nachdem er Strassburg verlassen hatte, aus Darmstadt an Herder,[1] dem er seine Soldaten im Juli 1775 zugeschickt hatte:

Sub iuramento mysterii.

«Ich will Dir alles sagen, Herder! Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner «Soldaten» ausmacht, lebt gegenwärtig in der süssen Erwartung, ihren Bräutigam, das *(sic!)* ein Offizier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob der's thut oder sie betrügt, steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten die «Soldaten» nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupeitschen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehre verderben, obschon nichts als einige Farben des Details von ihr entlehnt sind und ich das Ganze zusammengelogen habe — Das ist die Bewandtniss: nun entscheide!

[1] Aus Herders Nachlass, herausg. v. Düntzer u. Herder I. S. 239.

Wenigstens müsste in ein Zeitungsblatt gesetzt werden, das Stück wäre von einem gewissen Theobald Steenkerk aus Amsterdam geschrieben worden, damit wenigstens bei den Stadtwäschern, die nichts weiter als Detail drin sehen, vor zu grossen Unverschämtheiten eine Sperrkegel gelegt würde. Meine Exemplare kommen nicht aus den Händen.»

«Dürfte ich doch fragen, ob Zimmermann oder Merck die Exemplare von «den Soldaten» bekommen hat, schreibt Lenz an Herder aus Weimar den 9ten Juni 1776.[1] Ich habe selbst keins, auch niemand schicken können und hier sind sie auch im Buchladen nicht. Nach Strassburg dürfen sie nicht gehen.»

Endlich, als Lenz nach der Weimarer Katastrophe sich dem Elsass wieder nähert, weiss derselbe seinen stärkeren Freund Klinger, dem es, wie er ihn kannte, eine Kleinigkeit sein musste, sich mit einigen französischen Offizieren zu duellieren, durch Bitten zu bewegen, die Autorschaft der bereits gedruckten «Soldaten» auf sich zu nehmen.

Am 6. März 1777 schreibt letzterer an den Leipziger Verleger Reich.[2] «Ich bin gegenwärtig genöthigt, Ew. Hoch. Edl. zu melden, dass nicht Lenz, sondern Ich Verfasser der Soldaten bin.»

Schon das Schablonenhafte dieser Erklärung lässt die Unwahrheit des Gesagten erkennen. Auch that Reich, der das Lenz'sche Manuscript soeben gedruckt hatte, dem vermeintlichen Autor den Gefallen nicht, dessen Namen statt desjenigen des Lenz zur Angabe der Autorschaft in den nächsten Messkatalog zu setzen. Der berühmte Arzt Zimmermann, welcher im Verein mit Herder den Druck bei Reich vermittelt hatte, kannte den Grund, der Klinger auf Bitten seines schwächeren Freundes veranlasst hatte, die gefährlichen Folgen der Autorschaft auf sich zu nehmen. «Vermuthlich waren die Originale, schreibt er, in Strassburg, wo er bis hierher gelebt hat und wo dieses sehr unangenehme Folgen bei den dasigen Officiers für ihn hätte haben können.»

Uebrigens hat später Klinger selbst am 17. Oktober 1819 in einem Schreiben an den durch seine Beschäftigung mit Lenz bekannt gewordenen Dr Dumpf in Eusekküll in aller Form die erheuchelte Autorschaft widerrufen:[3]

[1] Aus Herders Nachlass, I, S. 242.
[2] M. Rieger, Klinger S. 406; vgl. Archiv für Literaturgeschichte II, 245 ff.
[3] M. Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode 1880 S. 222.

«Lenz war in Strassburg und hatte die Soldaten, ein Lustspiel, geschrieben. Auf einmal glaubte er wirklich Ursache zu haben oder bildete es sich nur ein, er habe durch seine Comedie das französische Militair sehr beleidigt, und dieses ginge mit dem Gedanken um, Rache dafür an ihm zu nehmen. Er schrieb mir sehr ängstlich und bat mich dringend, seinem Verleger zu schreiben, ich sey der Autor des Stüks und er habe schon ohne meine Erlaubniss in Strassburg dasselbe ausgebreitet. Weil ich nun glaubte, ihn am besten von seiner Angst zu heilen, wenn ich seinen Wunsch erfüllte, so schrieb ich an seinen Verleger und meine Antwort zeigt Lenzen das Misstrauen, welches mir von seiner Seite diese Erfüllung einflösste. Indessen der Verleger that nichts davon, das Militair dachte nicht an Lenz und er hielt sich für sicher.»

Beziehen sich nun auch die von Lenz gefürchteten Folgen lediglich auf die Schilderung des lockeren Lebens der Strassburger Offiziere, wie sie uns in den Nebenscenen der Soldaten entgegentritt, so ist doch aus den erwähnten Briefen Lenzens an Herder nicht minder ersichtlich, dass auch der Kleist'sche Liebeshandel, den er dramatisiert hatte, ihm Sorge verursachte. Deshalb sollten die Soldaten, wie Lenz am 20. November 1775 an Herder von Strassburg schrieb,[1] nicht binnen Jahresfrist gedruckt werden, weil erst nach Ablauf dieses Termines das Glück jener Strassburger Dame, der Braut des Barons von Kleist, gesichert schien.

Nach diesen Ausführungen ist das Kleist'sche Eheversprechen, welches den Lenz'schen Dichtungen zu Grunde liegt, eine historisch beglaubigte Thatsache. Dass aber Gœthe nicht nur das Eheversprechen kannte, sondern auch über Lenzens seltsames Eingreifen in diese Liebesangelegenheit so genau unterrichtet sein konnte, wie er in Dichtung und Wahrheit verrät, dafür haben wir seit 1877 eine ausführliche Urkunde an dem Tagebuch des Dichters Lenz aus dem Jahre 1774, welches, in langjährigem Besitze Gœthes, sämmtliche Irrgänge der Kreuz- und Querbewegungen mit jener Strassburger Bürgerstochter enthält.

Ohne Zweifel hat sich jenes Tagebuch unter denjenigen Lenziana befunden, welche Gœthe im Jahre 1797 zur Veröffentlichung an Schiller geschickt hat. Der kleine Roman «Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden» erschien in den Horen 1797, «Die Liebe auf dem Lande» im Musenalmanach 1798; das Tagebuch jedoch blieb liegen, bis es Urlichs in der

[1] Aus Herders Nachlass I, S. 234.

Originalhandschrift des Dichters im Schillerarchiv zu Greifenstein entdeckte und in der deutschen Rundschau 1877 veröffentlichte.

Das ursprünglich, wie Lenz selbst angiebt, in fremder, wahrscheinlich in italienischer, Sprache abgefasste und dann für Gœthe ins Deutsche übersetzte Tagebuch, umfasste 30 Herbsttage des Jahres 1774. Wer noch irgend einen Zweifel an der Existenz jenes Kleist'schen Verlöbnisses hegen wollte, musste schon durch die Einleitung eines Besseren belehrt werden.

Nach dieser hatte der verliebte Baron, dem Lenz den ehrenvollen Namen «Scipio» verleiht, als ein Freier für «Araminta» erschien, sie und die Eltern durch ein schriftliches Eheversprechen und Verschreibung einer ungemein hohen Summe Geldes zur Sicherheit, welche Verschreibung bei einem königlichen Notar versiegelt niedergelegt ward, dahin gebracht, letzterem den Abschied zu geben. In dem Eheversprechen hatte er unter anderem sich verpflichtet, in höchstens einem Jahre zu seinem Vater zu reisen und dessen Einwilligung auszuwirken.

Im übrigen enthält das Tagebuch folgende historisch fixirbare Einzelheiten: Die Ereignisse spielen in Strassburg. Das Haus, in welchem Aramintens Eltern wohnen, steht am Paradeplatz [1] (dem heutigen Kleberplatz). Auf diesem Platze unter Aramintens Fenstern spaziert Lenz mit einem guten Freunde S—n (Salzmann) auf und ab. [2] Am Abend des 24. Tages ist er mit dem Freiherrn von Hompesch und dessen Mentor, dem Dichter Werthes, im Hotel zum Geist an der Nikolausbrücke zusammen [3] und schreibt am 30. Tage einen Brief an Goethe aus Jungfer Lauths Hause in der Krämergasse. [4]

Wie Ulrichs nachgewiesen, spielen die Ereignisse im September und Oktober 1774. [5] Das Jahr lässt sich aus Jacobis Briefwechsel durch die Anwesenheit jenes Freiherrn von Hompesch in Strassburg, der Monat durch die in dem Tagebuch erwähnte Weinlese bestimmen. Dass die Barone, deren Gesellschafter Lenz war, von Kleist hiessen, ergeben die Briefe des Dichters an Salzmann. [6] «Es sind ihrer drei,» bemerkt Lenz selbst im Tagebuch. [7] Der älteste, mit dem Beinamen Scipio, war der Bräutigam, mit dem zweiten hatte Lenz den Sommer 1772 in Fort-Louis und Landau zugebracht, der jüngste wird

[1] S. 280. [2] S. 275. [3] S. 285. [4] S. 292. [5] S. 255.
[6] A. Stœber, Der Dichter Lenz. [7] S. 284.

n dem Tagebuch unter dem Namen «Schwager» eingeführt. Den Namen der Eltern der Braut erfahren wir ebenso wenig, wie denjenigen der älteren Schwester, die als eine gefeierte Konzertsängerin in Strassburg erwähnt wird. Die Braut selbst wird zwar im Tagebuch «Araminta» genannt, doch ist dieser Name gewiss ebenso erfunden, wie derjenige «Scipio» für ihren Bräutigam. Nur an einer einzigen Stelle (S. 277) nennt Lenz aus Absicht oder Vergesslichkeit Araminta auch «Clephchen»; ob letzterer der wahre Name sei, bleibt einstweilen dahingestellt.

Der indirekte Beweis also, dass jenes Kleist'sche Verlöbnis in Wirklichkeit existiert habe, ist somit erbracht. Wenn demgemäss aber v. Löper in Anm. 524 zu Dichtung und Wahrheit erklärt: «das Thatsächliche der ferneren Erzählung von Lenz und der Kurländer Liebesverhältniss ist nicht ermittelt,» so reizt er dadurch den Historiker, auch den direkten Beweis der Thatsachen zu erbringen.

Wäre es nicht möglich, so fragte ich mich, die bisher unbekannten Namen und Lebensschicksale der Beteiligten zu erforschen, damit die geschichtlichen Voraussetzungen des Gœthe'schen Urteils über Lenz für alle Zeiten beglaubigt würden? Manche Beweismittel für jene entfernte Zeit sind zwar in den Revolutionsstürmen von 1793 und im Bombardement von 1870 für immer zu Grunde gegangen, allein es bleiben uns noch Standesregister, Stadtplan von 1765, die Akten des städtischen und des Bezirksarchivs sowie die reichen Hülfsmittel der in der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek enthaltenen Heitz'schen Bücher- und Handschriften-Sammlung. Versuchen wir es deshalb, Alt-Strassburg vor 100 Jahren von den Toten zu erwecken, vielleicht ist der Erfolg der Bemühungen wert!

IV. Neue Dokumente.

1. Name und Wohnung der Familie.

Pflegte Lenz nach seinen eigenen Worten die Details seiner Dichtungen der Wirklichkeit zu entlehnen, so ist der Vater der Braut nach dem Tagebuch Kaufmann, nach dem Personenverzeichnis der Soldaten Galanteriehändler, nach dem Inhalt des Stückes aber Juwelier gewesen.

Akt I Sc. 3:

Wesener: Wie befinden sich denn die werthen Eltern, werden die Tabatieren doch erhalten haben —

Desportes: Ohne Zweifel, ich bin nicht bei ihnen gewesen. Wir werden auch noch eine Rechnung miteinander haben, Vaterchen.

Wesener: O das hat gute Wege, es ist ja nicht das erstemal.

— — — —

Desportes: Apropos, lieber Wesener! wollten Sie mir doch nicht einige von Ihren Zitternadeln weisen?

Wesener: Sogleich (geht hinaus).

(Wesener kommt mit einer grossen Schachtel Zitternadeln).

Wesener: Sehen Sie, da sind zu allen Preisen — diese zu 100 Thaler, diese zu funfzig, diese zu hundertfunfzig, wie es befehlen.

Der Juwelierladen befand sich in demselben Hause.

Akt II Sc. 3:

Wesener: Zeig mir her den Brief — ich will ihn unten im Laden lesen.

Im Tagebuch ist die ältere der beiden Schwestern eine gefeierte Konzertsängerin in Strassburg; sie singt italienische Arien, deren Text Lenz übersetzt. «Ich traf auf den Vater, schreibt Lenz S. 273, dem ich einige Höflichkeiten machte wegen des Vergnügens, das uns gestern seine älteste Tochter gegeben, die das erstemal öffentlich zum Bezaubern gesungen hatte.»

Dass das Tagebuch Ereignisse des Septembers 1774 berichtet, wurde oben erwähnt. Nun erzählt der Erbprinz Karl August zu Sachsen-Meiningen, welcher im Jahre 1775 mit seinem jüngeren Bruder Georg zu seiner Ausbildung in Strassburg verweilte, in seinem Tagebuch[1] manches über Strassburger Musikaufführungen, zum Beispiel unter dem Datum Ostersonntag den 16. April folgendes:

«Um 5 Uhr fuhren wir nach dem Bœil[2] des Cordonniers wo eine Gesellschaft von Musikliebhabern worunter auch grosse Meister waren ein Concert Spirituel gab Zur Bestreitung der Unkosten,

[1] Dieses interessante Tagebuch, aus welchem L. Bechstein, in seinen «Mitteilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen, Halle 1856», einige Bruchstücke veröffentlichte, wird, nachdem mir Seine Hoheit der regierende Herzog bereits die allergnädigste Einwilligung zur Herausgabe erteilt, demnächst vollständig erscheinen.

[2] Poêle, Zunftstube.

indem sie den grossen Saal haben decoriren lassen und viele neue Musik hatten kommen lassen, musste die Person für die Entrée 3 Livres bezahlen. Beim Eintritt in den Saal wurden gedruckte Verzeichnisse von Stücken gegeben so gespielt wurden, und ich schicke hier ein solches mit. Niemand hatte sich von dem Concert eine grosse Idee gemacht da die von den vorigen Jahren schlecht gewesen waren und da man überhaupt hier gegen die deutsche Musik eingenommen ist die diese Gesellschaft im gusto bringen will. Von der Noblesse waren auch aus diesen Ursachen nur 2 Damens nehml. Madame de St-Marcin und Madame de Barbiés de Sinon da, das andere waren lauter Offiziers und viele Personen von Condition aus der Stadt so dass doch über 200 Zuschauer waren. Es war schon so voll als wir hinkamen dass wir keine Plätze mehr fanden. Doch durch die Höflichkeit zweier Offiziers von Cravatte bekam ich einen Stuhl und ich fand dass ich neben diesen 2 Herrens sehr gut placiret war denn sie hatten Verstand und Artigkeit. Das Concert selbst war so ausserordentlich schön dass es niemand bereute da gewesen zu sein. Alles war entzückt als Stamniz und Richter nebst andern vortreflichen Meistern sich hören liessen und besonders da Mademoiselle fibig eine Goldschmidtstochter von hier die nur 6 Monathe gelernt hat ihre ganz ausserordentlich vortrefliche Stimme in einer Italiänischen Arie von Piccini hören liess. Es waren sehr viele Offiziers bei dem Orchester welches alles fast Virtuosen sind, das orchester war über 40 Personen stark. Das Concert währte bis 1/4 10 Uhr Abends da man denn sehr zufrieden nach Hause kehrte. Es haben sich sehr viele Leute geärgert dass sie nicht haben wollen hineingehen und man hoft dass die Gesellschaft bald wieder eins geben wird. Ich war sehr froh dass ich dieses Vortrefliche gehört habe welches so schön ist dass es über alle Vorstellung geht. »

Dass sich der Erbprinz in dem Namen der Sängerin nicht geirrt, beweist eine Stelle in einem Briefe Blessigs an Rœderer nach Göttingen, Strassburg den 9. December 1776:[1]

« Manch schönes Weib singt hier seine Arien. Bei Gelegenheit von Singen mus ich Ihnen sagen, dass das Concert auf der Möhrin[2] so vortrefflich seye, als möglich, und dass unter anderen Mdlle. Fibich neulich mit lautem allgemeinem bewundernden Beyfall gesungen haben. »

[1] Aug. Stœber, J. G. Rœderer und seine Freunde S. 156.

[2] Hautemer, Description de la Ville de Strasbourg 1785 p. 106 « Le poêle de la Mauresse. On tenoit encore dans cette salle les assemblées de musique ou Concerts. » Heutiges Café de la Mauresse auf dem Alten Fischmarkt. Die Universitätsbibliothek zu Strassburg besitzt in der Heitz'schen Ansichtensammlung ein altes Aquarell, welches das Gebäude im wesentlichen so darstellt, wie es noch heute aussieht.

Die Vermutung, dass die Strassburger Familie, in welcher Lenz und die Kleists verkehrten, die Familie des Goldschmieds Fibich gewesen, lag mithin sehr nahe.

Da nach dem Tagebuch das Haus derselben am Paradeplatz (Kleberplatz) gestanden haben soll, so nahm ich auf dem hiesigen Stadthause das älteste, bis ins Jahr 1791 zurückreichende Grundbuch des vorigen Jahrhunderts zur Hand, in der Voraussetzung, dass ein Juwelier nach den Verhältnissen jener Zeit auch Hauseigentümer gewesen sein müsse, und fand nach längerem Suchen, indem ich die Strassen der Stadt durchmusterte, als Besitzer des Hauses Rue du Dôme nr. 3 (nach der amtlichen Vergleichungstabelle [1] heutige Nr. 22 in der Münstergasse) eingetragen Fibich Jean Philippe Jouaillier demeurant dans la rue de l'Outre nr. 1 (heutige nr. 1 Schlauchgasse). Letztere Gasse mündet bekanntlich von Osten auf den Kleberplatz.

Da nun in demselben Grundbuch unter nr. 42 Rue vis-à-vis de la Place d'armes (jetzige nr. 15 an den Gewerbslauben) nichts anderes eingetragen steht als maison comprise au nr. 1 rue de l'Outre, so ist bewiesen, dass nr. 15 an dem Kleberplatz und nr. 1 in der Schlauchgasse, welche noch heute zusammen ein Eckhaus ausmachen, auch im vorigen Jahrhundert ein und dasselbe Anwesen waren, was auch durch den Blondelschen Stadtplan von 1765 bestätigt wird. Noch heute hat das Haus Kleberplatz 15 seinen Treppenaufgang Schlauchgasse nr. 1.

Trotzdem Juwelier Fibich ein eigenes Haus in der Münstergasse besass, hatte er doch für sein Geschäft die concurrenzfreie Lage am Parade- oder Kleber- oder Barfüsserplatz vorgezogen und daselbst im Eckhaus an der Schlauchgasse den Laden und zur Wohnung die zweite Etage mit den darüber befindlichen Mansardekammern von dem Banquier Johannes Braun gemietet. Diese Lehnung, stets erneuert, zieht sich, wie ich fand, durch die Kontraktbücher [2] des Stadtarchivs a. 1748 Fol. 568a, a. 1751 fol. 548, a. 17[illegible]0 fol. 159a, a. 1772 fol. 417 b.

[1] Tableau concernant l'Etat ancien des Inscriptions des rues et du Numérotage des Maisons, publié d'après les documents fournis par l'Administration municipale. Strasbourg 1858.

[2] Die Kontraktstube des Rathauses, in welcher abwechselnd zwei von der Stadt angestellte Notare beschäftigt waren, diente den Bürgern zur Abschliessung notarieller Akten.

Kontraktbuch 1772 fol. 417 b.

Erschienen Hr. Exsenator Johannes Braun der Banquier dahier, dieser hat in gegenseyn H. Rathherr Johann Philipp Fibich des Jnweliers angezeigt und bekannt, das er H. Braun vor sich, seine Erben ihme H. Fibich aufrichtig und redlich verliehen, der auch für sich und seine Erben gleicher gestalten entlehnt zu haben bekanntlich wäre In sein H. Verlehners eigenthumlich zuständig allhie zu Strasburg gegen dem barfüsser platz über ane der Schlauch gass gelegenen Behaussung unten auf dem Boden die zwey an einander, stossende Laden nebst der Kuchen darinnen sich die Ess befindet, ferner auf dem zweyten Stock des Vordern Hauses Eine Stub, Kaminkammer, Kinderstüblein, Kuchen und Haussehren, in der Mansarde daruber fünf Cammern und einen theil des aschkastens wie auch den gebrauch des Haussehrens. Item auf der ersten Bühn dieses Stocks die in den Hof gehende schwarze getüch Cammer, Item in dem Hinterhauss den Vorkeller etc. etc.

Jenes Haus, Nr. 15 am heutigen Kleberplatz und gleichzeitig Nr. 1 in der Schlauchgasse, in dessen unterem Stock sich seit mehreren Jahren ein grosses Kleidergeschäft befindet, ist eines der vielen Häuser Strassburgs, deren Facade noch heute den Baustil der Zeit Ludwigs XV. verrät. Dieser Stil ist vor allem durch die Form der Fenstern kenntlich, an deren geschweiftem Oberrande ein verzierter Mittelstein eingefügt ist. Solche Häuser giebt es in Strassburg sehr viele; sie beweisen dem aufmerksamen Beobachter, welchen baulichen Aufschwung Strassburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, so dass die oft belächelte Benennung der «wunderschönen Stadt» für jene Zeit ihre Berechtigung verdient.[1]

[1] In einem Zeitraum von kaum 40 Jahren (1720-1755) entstanden das ehemalige bischöfliche Palais (das heutige Schloss- oder Bibliotheksgebäude), das Hessen-Darmstädtische Palais (das heutige Stadthaus), welches Landgraf Ludwig VIII. nach Besitzergreifung der ererbten elsässischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg 1736 hat erbauen lassen, das Palais des Prätors Gayot (der spätere Zweibrückerhof), das Palais des Prätors Klinglin (die spätere Intendanz und Präfektur, das heutige Statthaltergebäude), der Dompropsteihof (das heutige Gouvernement in der Blauwolkengasse), das damalige Gouvernement (an der Stelle des heutigen Justizgebäudes in der Blauwolkengasse), der Neuweiler Hof (heutiges Postgebäude am Pariser Staden), der Hof des Abts von Mauersmünster (die heutige Polizeidirektion in der Brandgasse), das Jesuitenkollegium (heutiges Lyceum) und die königliche Reitbahn (das heutige Landesgestüt in der Elisabethgasse). Siehe Hermann, Notices historiques sur la ville de Strasbourg, 1817.

Die gesteigerte private Bauthätigkeit und der Zusammenfluss vieler Fremden in Strassburg veranlasste schliesslich den Magistrat, sich den Architekten Ludwigs XV. Professor J. F. Blondel aus Paris kommen zu lassen, welcher den Auftrag erhielt, die noch mittelalterliche, krumme und winklige Stadt nach einem neuen Alignement gerade zu legen. Gœthe, der als Student diese Umwandlung miterlebte, welche manche heitere Bemerkung im Kreise seiner Kommilitonen hervorrief, erzählt uns in Dichtung und Wahrheit über Blondels Vorschlag: [1]

« Dieser genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegenwachsen, indessen die Stadt wunderlich genug zwischen Form und Unform schwankte. Sollte zum Beispiel eine eingebogene Strassenseite gerad werden, so rückte der erste Baulustige auf die bestimmte Linie vor, vielleicht sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von da, durch welche Vorsprünge die ungeschicktesten Vertiefungen als Vorhöfe der hinterliegenden Häuser zurückblieben. Gewalt wollte man nicht gebrauchen, aber ohne Nöthigung wäre man nicht vorwärts gekommen, deswegen durfte Niemand an seinem einmal verurtheilten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Strasse bezog. »

« In wieweit jener Vorsatz, so schliesst Gœthe seinen Bericht, durch die lange Zeit begünstigt worden, wüsste ich nicht zu sagen. »

Wir sind in der Lage, darauf zu antworten, dass die Pläne Blondels schon aus Gründen enormer Kostspieligkeit nicht in dem Maasse, als dieser erwartet hatte, verwirklicht werden konnten. [2] Wohl verdankt die nördliche Langseite des Kleberplatzes mit der Hauptwache und der Aubette den Bemühungen Blondels ihre Entstehung, während bis dahin Reste des ehemaligen Barfüsserklosters den Platz verunziert hatten und der Pfennigturm die Verbindung zwischen Gewerbslauben und Meisengasse verengte. Allein noch stehen beispielsweise die Häuser Nr. 27 am Kleberplatz, Nr. 29 an den Gewerbslauben und Nr. 12 am Alten Kornmarkt, letzteres mit der Jahreszahl 1768 und dem Bilde Friedrichs des Grossen, des königlichen Flötenbläsers, in

[1] II, 9. S. 149. v. Löper Anm. 341 bedauert; « Das vermuthlich architektonische Werk, dem Gœthe seine so genauen Angaben über den damaligen Bauplan der Stadt entnommen, haben wir nicht ermittelt. » Dem gegenüber bemerke ich, dass Gœthe die Blondelschen Pläne vom J. 1765 vorgelegen haben werden, von denen ein Exemplar sich in der Strassburger Universitätsbibliothek, ein anderes vollständigeres auf dem Städtischen Bauamte befindet.

[2] Vergl. Hermann, Notices historiques I, S. 310 u. 377.

der Fensterrosette geschmückt, ganz allein in die von Blondel gezogene Strassenlinie hinausgerückt, während ihre Nachbaren die alte Strassenflucht und damit ein breiteres Trottoir zu behalten vorzogen.

Auch das von der Familie Fibich bewohnte Braun'sche Haus an der Ecke des Paradeplatzes, welches auf dem Blondelschen Plane von 1765 zu gunsten einer Gradlegung der gewundenen Schlauchgasse ein bedeutendes Eckstück hätte verlieren sollen, blieb von einem Umbau verschont und in seiner früheren Gestalt bis auf unsere Tage erhalten.

Ein in der Heitz'schen Ansichtensammlung der hiesigen Universitätsbibliothek erhaltenes Aquarell, welches die Nord- und Ostseite des Paradeplatzes vor seiner Umgestaltung durch Blondel darstellt, zeigt uns nicht nur das Barfüsserkloster und den Pfennigthurm, sondern auch die Fibich'sche Wohnung an der Ecke der Schlauchgasse mit derselben Etagenzahl und Dachformation wie heute.

2. Die Mitglieder der Familie Fibich.

Nachdem somit die Fibich'sche Wohnung am Kleberplatz gefunden war, vertiefte ich mich, in der Gewissheit, dass Baron v. Kleist, aus jener kurländischen, ursprünglich pommerschen Adelsfamilie, Protestant gewesen und in der Annahme, dass die Familie seiner Braut, weil nichts anderes bemerkt ist, dieselbe Religion geteilt haben möchte, in die protestantischen Kopulations- Tauf- und Sterberegister der Stadt Strassburg. Dass die sämmtlichen Pfarrbücher seit der französischen Revolution auf dem Stadthause vereinigt worden, erleichtert die Untersuchung, wenn auch andererseits der Umstand, dass die Protestanten nicht wie die Katholiken in besondere Kirchen eingepfarrt waren, die Forschung wiederum erschwert. Dennoch fand ich nach längerem Suchen allmählich die ganze Familie Fibich:

> Nach dem Hochzeitsregister von St. Thomas Bd. 123[1] fol. 70[a] sind am Mittwoch d. 12. Febr. 1749 copuliret und eingesegnet worden Herr Johann Philipp Fibich, lediger Goldarbeiter, weyl. Herrn Jacob Fibich, gewesenen treu eifrigen Diaconi, der Evangel. Gemeind zu St. Aurelien hinterlassener ehl. Sohn und Jungfr. Susanna Catharina Sebischin, weyl Herrn

[1] Ich citiere die Register zur Erleichterung der Kontrolle nach der laufenden Bändezahl.

Georg Friderich Sebisch, gewesenen Handelsmanns und Burgers allhier hinterlassene eheliche Tochter. Johann Philipp Fibich als Hochzeiter, Susanna Catharina Sebischin als Hochzeiterin, Jacob Daniel Fibich als Bruder, Simon Kürssner als beystand, M. Joh. Phil. Jung diac. Thom. m. p. p.

Dieser Ehe entsprossen im ganzen 6 Kinder:

1) Louise Catharina Fibich, geb. d. 4. März 1750.

Taufregister von St. Thomas Bd. 254 fol. 350a: Mittwoch den 4. Martii Abends um halb 5 Uhr ist gebohren und Freitag den 6 ejusd. getauft worden ein Töchterlein mit nahmen Louisa Catharina Dessen Eltern seind Hr Johann Philipp Fibich; Goldarbeiter und Burger allhie u. Fr. Susanna Catharina, gebohrene Sebischin, seine ehel. Hausfrau. Die Taufzeugen sind H Nicolaus Daniel Sebisch, lediger Handelsmann, weyl. H. Georg Friderich Sebisch, gewesenen Handelsmanns und Burgers allhie hinterlasssener ehel. Sohn. Fr. Anna Louisa H. Jacob Daniel Fibich, Caffetier und Burgers allhie ehel. Hausfr. u. Jungfr. Marie Cleophe Kamin, Herrn Johannes Kamm Gastgebers u. Burgers allhie ehel. Tochter Folgen die Unterschriften, zuletzt M. Johannes Georgius Schweighäuser Diac Thom. m. p.

2) Johann Philipp Fibich, geb. d. 19. April 1751.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 229 fol. 595: Montag d. 19. Apr. morgens um 8 Uhr ist H. Joh. philipp Fibich Goldarbeiters u. Burgers allhie ehl Hausfr. Anna Catharina g. Sebischin eines Söhnleins genesen welches folgenden Mitwoch getauft undt Joh. Philipp genennt worden Patr. H. Eberhard Capaun Amtsschreiber und Burger allhie, H. Joh. Martin Lentz, Burger allhie undt Jfr. Catharina Margaretha weyl. H. Georg Friederich Sebisch Handelsmann und Burgers allhier ehl. Tochter. Folgen die Unterschriften, zuletzt Georgius Valentinus Holzburger, Diac.

3) Susanna Cleophe Fibich, geb 13. Nov. 1754.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 78: Mittwoch d. 13. Nov. morgens gegen 8 Uhr ist Hr. Joh. philipp fibich Goldarbeiters u. B. allh. ehl. Hausfr. Susanna Catharina g. Sebischin eines Töchterleins genesen, welches folgenden freytag getauft und Susanna Cleophe genennet worden. Patr. H. Joh. Daniel Braun ledigen Handelsm. H. Joh. Braunen E. E. grosen Raths alten Beysitzers ehl. Sohn. Fr. anna Maria g Schätzelin H. Georg Heinrich Baeren M. D. u. Practici ehl. Hausfr. Jfr. Susanna Margaretha weyl. H. Joh. Jacob Walthers Handelsm u. B. allh. ehl. Tochter. Folgen die Unterschriften, zuletzt Joh. Fried. Griesinger Diac.

4) Margaretha Elisabeth Fibich, geb. d. 2. Aug. 1756.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 220: Montag d. 2. Aug morgens um 6 Uhr ist H. Joh. philipp Fibichs Goldarbeiters und B. allhier ehl. Hausfr. Susanna Catharina g. Sebischin eines Töchterl genesen welches folgenden Dienstag getauft und Margaretha Elisabeth genennt worden. Patr. H. abraham Braun lediger Handelsm. weyl. H. Joh. Daniel Braunen Handelsm. u. E. E. grosen Raths alten Beysitzers ehl. Sohn. Fr. Margaretha Elisabeth g. Silberadin H. Joh. Martin Lentzen[1] B allhie ehl. Hausfr. Jfr. Catharina Margaretha H. Joh Kamm Gastgebers undt E. E. grosen Raths Beysitzers ehl. Tochter. Folgen die Unterschriften, zuletzt: Georgius Valentinus Holtzburger, Diac.

5) Joh. Daniel Fibich, geb. 23. Apr. 1759.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 439: Montag d. 23. April morgens gegen 3 Uhr ist H. Joh. philipp Fibich Goldarbeiters und B. allh ehl. Hausfr. Susanna Catharina g. Sebischin eines Söhnleins genesen welches folgenden Dienstag getauft und Joh. Daniel genennt worden. Patr. H. Joh. Friedr. Lobstein Not jur. und B. allh. H Joh. daniel Schweickhäuser not jur. und B. allh. Fr. Catharina Elisabeth g. roedererin, H. Georg frieder. Imlins Goldarbeiters u. B. allh. ehl. Hausfrau. Folgen die Unterschriften, zuletzt: Joh. Frid. Griesinger, Diac.

6) Dorothea Friderika Fibich, geb. 24. Febr. 1765.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 231 fol. 356: Zur Noth getauft und verstorben. Im Jahr Christi Ein Tausend Sieben Hundert sechzig und fünf Soñtag den Vier und zwanzigsten Februarii morgens um 10 Uhr wurde ein Töchterlein gebohren, so wegen groser Schwachheit zu Haus getauft und Dorothea Friederica genennt worden. Dieses Kind verstarb den folgenden Tag und wurde also in öffentlicher Gemeinde nicht fürgetragen. Die Eltern desselben sind: Herr Johann Philipp Fibich Goldarbeiter und Burger allhier: und dessen Ehefrau Susanna Catharina gebohrene Sebischin. Testatur J. P. Fibich als Vatter. M. Johannes Hermann Diaconus m. p.

[1] Joh. Martin Lentz, der zweimal bei den Fibisch'schen Kindern als Taufpathe vorkommt, war «Bestätter im Kaufhause» und erstand laut Kontraktbuch a. 1758 fol. 80 b mit Fibich und Metzger Johann Daniel Pfeffinger «Lusthaus und Menagerie» des unglücklichen Prätors Klinglin vor dem Metzgerthore. Joh. Martin Lentz war den 28. Sept. 1722 (Wilh. Kirche), sein Vater Andreas Lentz 1665 (Jung St. Peter) geboren, auch der Grossvater Hans Michael Lentz war bereits Strassburger Bürger. Demnach ist eine Verwandtschaft mit dem Dichter Lenz, an die ich zuerst dachte, wohl von der Hand zu weisen.

Der Sterbeakt steht eingetragen Sterberegister d. N. K. Bd. 184 Fol 29. Auch die beiden vorher geborenen Kinder starben in jugendlichem Alter: Margaretha Elisabeth, 2 M. 4 T. alt d. 7. Okt. 1756[1] und Johann Daniel, 9 Jahr 2 M. u. 20 T. alt am 19. Juli 1768[2]. Mithin waren zu Lenzischer Zeit in Strassburg (1771-1776) nur noch die drei ältesten Kinder am Leben, nämlich:

1) Luise Katharina, gest. d. 17. April 1805 (27 Germ. XIII).[3]
2) Johann Philipp, gest. d. 10 Dez. 1804 (19 Frim. XIII).[4]
3) Susanna Cleophe, gest. d. 24. Dez. 1820.[5]

Luise Katharina, die älteste Tochter, ist die gefeierte Sängerin, Cleophe ist das Clephchen des Tagebuchs und der Bruder Johann Philipp kommt, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, in den Soldaten zur Erwähnung, da der alte Wesener Akt V. Sc. 1. ausruft:

« Mein armes Kind hat mich genug gekostet, ehe sie zur Gräfin kam, dass musste immer die Statsdame gemacht sein und Bruder und Schwester sollen's ihr nicht vorzuwerfen haben. »

Eine verheiratete Schwester wie Urlichs S. 257 aus dem Tagebuch S. 273 geschlossen, ist neben Katharina und Cleophe niemals vorhanden gewesen. Der kleine Neffe, den letztere zum Konzert anputzt, muss — eine nahe liegende Verwechselung — ein kleiner Vetter gewesen sein. Auch Weseners alte Mutter, welche am Schluss des 2. Aktes der Soldaten auftritt, war zur Zeit, als das Drama entstand, nicht mehr am Leben, da sie bereits im Sterbeakt ihres älteren Sohnes Jacob Daniel Fibich vom 12. März 1769 als gestorben erwähnt wird.

3. Der Ehekontrakt.

Nachdem ich somit das Haus, in welchem der Stoff zum Tagebuch erlebt wurde, sowie den Namen und die Mitglieder der Familie Fibich gefunden hatte, konnte ich mich der Hoffnung nicht entschlagen, zu guter letzt auch das Kleistsche Ehe-

[1] Sterbregister der N. K. Bd. 181 fol. 80.

[2] Ebendaselbst Bd. 183 fol. 209b. Dieser Akt enthält die in jener Zeit noch sehr seltene Angabe des Sterbehauses: «hat domicilirt im H. Rath Braunen Haus ane der Schlauch Gass.»

[3] Sterbregister der Mairie Bd. 287 fol. 11a.

[4] Ebendaselbst Bd. 286 fol. 81a.

[5] Ebendaselbst Bd. a. 1820 fol. 450a.

versprechen, welches bei einem Königlichen Notar in Strassburg hinterlegt sein sollte, wieder aufzufinden.

Königliche Notare in Strassburg waren in den Jahren 1771-1776 nur zwei, nämlich Lacombe und Laquiante. Die Akten derselben, welche das Bombardement von 1870 glücklich überdauert haben, befinden sich heutzutage im Bezirksarchiv zu Strassburg. Da Lacombe von beiden der am meisten genannte ist, so nahm ich zunächst dessen Akten aus den Jahren 1772-74 zur Hand. Es war ein ungewisses Suchen, da kein Inventar vorhanden ist, und schon öfters wollte ich die, wie es schien, unfruchtbare Arbeit aufgeben. Doch fand ich manche Akten der Familie Fibich, teils Lehnschaften, teils Obligationen, welche mir die Gewissheit verschafften, dass Notar Lacombe notarielle Geschäfte für jene Familie zu vollziehen pflegte.

Wer aber begreift meine Freude, als ich in der zweiten Woche meines Suchens den ersehnten Akt wirklich entdeckte! Derselbe zerfällt in 3 Schriftstücke, das Eheversprechen, das Kouvert mit dem Depotakt, in welchem jenes versiegelt gewesen war, und den Eröffnungsakt.

Der Ehekontrakt, in deutscher Sprache abgefasst, nimmt über drei Folioseiten ein, ist vom 27. Oktober 1773 datiert und trägt der Reihe nach die Unterschriften und Siegel von Friedrich George Baron de Kleist, J. P. Fibich, Susanna Katharina Fibichin (Mutter) und Susanna Cleophea Fibichin (Braut). Das Kleist'sche Siegel zeigt wie in Siebmachers Wappenbuch III. 2, 1 vgl. Tafel 249 einen von Decken umgebenen und durch einen Querbalken getrennten Schild, auf dessen oberer und unterer Hälfte je ein Wolf im Laufe nach links dargestellt ist; über dem Schild thront ein von 3 Rosen gekrönter Helm, auf welche 3 Jagdspiesse gestürzt sind. Die Siegel von Vater und Mutter bieten nichts bemerkenswertes. Interessant dagegen ist dasjenige der neckischen Cleophe, welches mit der Umschrift «toujours brouilant» einen Amor darstellt, der in eine emporzüngelnde Flamme zu giessen scheint.

Was mich jedoch am meisten fesselte, war die besondere Form des Schriftstücks. Dasselbe ist «von einer fliessenden Hand auf geringes Konceptpapier geschrieben, ohne den mindesten Rand, oben, unten und an den Seiten zu lassen.» Diese Gœthe'sche Charakteristik der Lenz'schen Schreibweise[1] legte

[1] Dichtung und Wahrheit III, 11, Seite 47; ferner III, 11, S. 156.

mir die Wahrscheinlichkeit nahe, dass hier ein Autograph Lenzens vorläge, eine Vermutung, welche sich fast zur Gewissheit steigerte, als ich jene Handschrift mit einer echten Lenz-Handschrift vergleichen konnte, die mir Falk mit ausserordentlicher Zuvorkommenheit zur Verfügung gestellt hatte. Wohl machte mich die eigentümliche Form des grossen T-Buchstaben, welche ich in Strassburger Taufregistern des vorigen Jahrhunderts bemerkt hatte, noch einen Augenblick stutzig, da eine solche sich an der einzig in betracht kommenden Stelle jener unzweifelhaft echten Handschrift nicht vorfand, allein der in Götz «Geliebte Schatten»[1] autographierte Brief Lenzens an Salzmann vom 3. Juni 1772 zeigte mir gleich am Anfang jene eigentümliche Buchstabenform, so dass nunmehr auch nach dem Urteile Schriftverständiger jeder Zweifel gehoben ist.

Lenz, der nach seinen eigenen Worten[2] mit dem Baron von Kleist vor Verfertigung des Eheversprechens die Rechte seines Vaterlands untersucht hatte, der «in die kleinste seiner Angelegenheiten verwickelt war,» des jüngsten Kleist «seitenlanges Geschmier verbesserte» und selbst Vater Fibich in dieser Angelegenheit schriftstellerische Hülfe angedeihen liess, hat, wie natürlich, auch dieses wichtige Schriftstück, dass « in dem Leben seines Herrn Epoche machen sollte », mit eigener Hand niedergeschrieben. Daher der flüssige Stil des Ganzen, wenn auch nach den notariellen Ausdrücken und der Berücksichtigung aller einschlägigen juristischen Momente zu schliessen ist, dass Lenz nur die stilistische Ausarbeitung eines ursprünglich mit juristischer Beihülfe gefertigten Entwurfes besorgt hat.

Hier das Schriftstück :

Strasburg den 27ten October 1773.

Heute dato sind wir Unterschriebene mit einander auf folgende Bedingungen übereinkommen.

Erstlich bekennet Herr Baron von Kleist älterer, gebürtig aus Curland, Officier, beym Regiment Schönberg, gegen Herrn Fibich Juwelier und grossen Rathherrn, wie derselbe schon in die zwey Jahr eine tugendhafte Neigung für dessen jüngste Jungfer Tochter Susanna Cleophea Fibichin gefasst und da er befunden, dass sie persöhnliche liebenswürdige Eigenschaften

[1] Mannheim 1858.
[2] Einleitung zum Tagebuch S. 271-273.

genug besitzt ihn glücklich zu machen, sich fest und unwiederruflich entschlossen, mit derselben in eine eheliche Verbindung zu treten, ohne auf irgend einen Fond Rücksicht zu nehmen, den Herr Fibich seiner Tochter ausmachen könnte sondern, da er soviel von Hause hat, seinem Stande gemäss zu leben, so deklarirt er, gar keinen Fond vom Herrn Fibich jemals zu fodern oder zu bestimmen, sondern stellt es völlig seiner Willkühr anheim, wenn er seiner Tochter etwas geben will.

Zweitens hat Herr Fibich dem Herrn Baron die Vorstellung gethan nachdem der Herr Baron förmlich bey Herrn Fibich um dessen Jungfer Tochter angehalten und er in Erwägung gezogen, dass die Ungleichheit des Standes einige Schwürigkeiten in den Weg legen dürfte, dass, obschon der Herr Fibich sich seiner Familie nicht schämen darf, auch in Absicht seines Gewerbes und Ehrenstellen im bürgerlichen Stande nicht höher begehren kann, so würde es doch von Seiten des Herrn Baron vielleicht schwer halten, die Einwilligung seiner Eltern zu erhalten, wie er denn auch eben sowohl genöthigt ist, als Officier die Erlaubniss seiner Oberen dazu zu suchen: als deklarirt der Herr Baron:

Drittens, dass er nach den Curischen Gesetzen als welche zur Majorennität ein und zwanzig Jahr erfodern, der Herr Baron aber sich fünf und zwanzig Jahr declariret, also auch nach den Strasburger Rechten majorenn ist, dass also Herr Fibich sich desto weniger einen Verweis zu gewarten hat, weil er nach beyder Landesart majorenn ist: dass er, Herr Baron, ferner, nach eben diesen Gesetzen zwar um die Erlaubniss seiner Eltern anzusuchen gehalten sey, sie ihm diese aber nicht refusiren, noch das was ihm von seinem Vermögen nach den Gesetzen zukommt entziehen können, es sey denn, dass es eine Person von solchem Geschlecht oder Stande sey, die express in den Curländischen Gesetzen zu heyrathen verboten wäre: ferner, dass er über Jahr oder Tag schon diese Sache mit reifer Ueberlegung und Hinzuziehung seines Herrn Bruders Officier beym Regiment Anhalt, der gleichfalls seine Einwilligung dazu gegeben und alle mögliche Beyhülfe versprochen, überdacht und beschlossen habe, dass er also zu dem Ende

Viertens sich vorgesetzt, längstens bis nächstkommenden St. Johannis eine Reise nach Curland zu machen, bey seinen geliebten Eltern um dero Consens anzuhalten und wegen seines Vermögens alle Einrichtungen zu machen, um in keinem Stück einigen Mangel zu besorgen zu haben. Da aber Herr von Kleist mehrerer Sicherheit und Lebens und Sterbens halber vom Herrn Fibich begehrt, mit einander schriftlich zu tractiren und einer den andern wechselsweise zu binden: als sind beyde Partheyen

mit einander übereinkommen, dass derjenige, so von seiner Parole abstehen wollte, er möchte Namen oder Ursachen vorbringen welche er auch wollte, gehalten und verbunden sey, dem andern Theil eine Entschädigung von vierzehntausend Livres zu bezahlen. So es der Herr von Kleist nicht halten, wär er verbunden neben dieser Summe noch a part drey hundert Livres an die Armen in seinem Lande zu bezahlen, wo es dessen Obrigkeit am besten findet, sie zu placiren: und so der Herr Fibich davon abstünde, wäre derselbe gleichfalls angehalten, noch drey hundert Livres a part, die eine Hälfte dem Waysenhause und die andere Hälfte dem Armenhause in Strasburg auszuzahlen. Und damit der Herr Fibich keine Hauptursache vorbringen könne, es wolle sich seine Frau Liebste oder Jungfer Tochter nicht dazu entschliessen, so hat derselbe zu mehrerer Sicherheit beyde benahmte Personen mit unterschreiben lassen, dass es mit beyder Consens geschicht Ferner declarirt sich Herr von Kleist verbunden, seinen Richter nach seinen angegebenen Rechten in Curland zu erkennen, sich von demselben recht sprechen und condemniren zu lassen, wie auch den Richter im Elsass für solchen zu erkennen, und jede Parthey, so diesen ihren Verspruch nicht hält, sich von demselben condemniren und executiren zu lassen.

Fünftens, da dieser Vergleich von beyden Theilen untersiegelt und in Gegenwart von Zeugen beym Herrn la Combe königlichen Notarius soll deponiret werden: so ist von beyden Seiten eine gewisse Zeit bestimmt und festgesetzt worden, um diesen Vergleich zu eröfnen und die darin enthaltenen Bedingungen zu declariren, welches nicht eher als in funfzehn Monathen geschehen soll, es sey denn dass beide Partheyen darin willigten. So aber diese funfzehn Monathe verflossen, soll jede Parthey a part berechtigt seyn mit gehörigen Zeugen zu eröfnen und einen Extract davon zu begehren: auch soll bis dahin der Ehecontract förmlich gemacht werden und längstens von dato in zwey Jahren die Trauung geschehen. Und sollte nach Verfliessung funfzehn Monathen der Ehekontrackt nicht zu Stande kommen, so soll diejenige Parthey, welche nicht darin consentirte, benannte Summe von vierzehn tausend dreyhundert Livres verbunden seyn, nach dem Artikel vier auszuzahlen, nach dessen Richtigkeit eine Parthey von der andern lossgeschlagen sein soll und weiter keine Prätensionen zu machen haben, sollte aber mit beyder Consens die Zeit verlängert werden, so steht dieses alsdenn in beyder Partheyen Belieben.

Sechstens sind beyde Partheyen schon vorläuffig in Ansehung des nach funfzehn Monaten zu errichtenden Ehecontrakts übereingekommen, dass Herr von Kleist sich in demselben express

obligiren will, seiner Jungfer Braut eine Summe von vierzehntausend Livres zum Voraus zu vermachen, worüber sie nach Gefallen disponiren kann: auch, so es die Umstände erfoderten oder sie sich nicht entschliessen könnte, als seine Gemalin ihn nach Curland zu begleiten, so giebt er derselben drey Jahr Bedenkzeit und könnte sie sich alsdenn noch nicht dazu entschliessen, so obligirt sich Herr von Kleist, bestimmte vierzehn tausend Livres so ihr im Voraus vermacht, in Strasburg anzulegen und ihr Standesgemässen Unterhalt zu geben, über die Kinder aber, so beyde erzeugen sollten, hat der Herr von Kleist zu disponiren, sie hier, oder in Curland erziehen zu lassen.

Geschrieben und unterschrieben nebst eines jeden Insigel

Strasburg den 27 October 1773.

Friedrich George Baron de Kleist
J. P. Fibich
Susanna, Catharina, Fibichin
Susanna Cleophea Fibichin.

Paraphé ne varietur au desir au acte procès verbal dressé par le soussigné notaire Royal à Strasbourg le 12 may 1777

J. P. Fibich

Maire
f. Maire

Lacombe
n. r.

Dieses Eheversprechen,[1] welches nach Lenzens eigenen Worten eher ein Ehekontrakt genannt werden kann, ist am 11. November 1773 mit den Siegeln des Barons von Kleist, des Herrn Fibich und des Notars Lacombe im Beisein von Zeugen geschlossen und notariell hinterlegt worden. Nach dem Depotakt, welcher wie bei Testamenten auf das versiegelte Kouvert unter Zuziehung der vorgeschriebenen Zeugen geschrieben worden war, konnte das den Kontrakt enthaltende Kouvert nach Verlauf von 15 Monaten, vom 27. Oktober 1773 an gerechnet, auf Verlangen eines der beiden Kontrahenten geöffnet werden, nachdem beide Teile sich für die Ausführung der in ihm enthaltenen Bestimmungen von vorn herein mit all ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Habe verpflichtet erklärt hatten.

[1] Zur Verhütung falscher Schlussfolgerungen bemerke ich, dass solche notarielle Promesses de mariage damals in Strassburg üblich waren. Der Zuzug vieler fremden Elemente machte solche Sicherung notwendig. Ich finde mehrere ähnliche bei Lacombe im Jahre 1774 so Bd. A 29. März, Bd. B 19. Mai, Bd. D 1. November und sonst.

Der Depotakt lautet :

Ce jourd'hui onzieme novembre Mil sept cent soixante treize après midy par devant le notaire royal Immatriculé au Conseil souverain d'Alsace résident à Strasbourg Soussigné sont comparu Mres fréderic Baron de Kleist Courlendois se disant majeur d'ans officier au régiment de Schonberg dragon, étant présentement au dit Strasbourg et le Sieur Jean philippe Fibich, conseiller au grand senat de cette ville y demeurant les quels ont remis et deposé au dit Notaire la presente enveloppe qu'ils ont close et fermé au moyen de leur cachets ordinairs, que chacun d'eux a apposé en deux endroits, au milieu des quels cachets s'est également apposé celuy du notaire. dans laquelle enveloppe les Sieurs comparants ont dit être renfermé un contract et convention qu'ils ont fait ensemble le vingt sept octobre dernier et qui a été signé des parties en bonne et düe forme pour être executées suivant leur forme et teneur entre elles, à peine de tous depens dommages et interets sous l'obligation et hypotheque generale de tous leurs biens meubles et immeubles presens et futurs; requerant le dit notaire de prendre garder et retenir la dite enveloppe en son Etude a telle fin que de raison: de laquelle dite enveloppe l'ouverture ne pourra cependant être faite que dans quinze mois à compter du dit Jour vingt sept octobre dernier a moins que l'un et l'autre et de concert les dits comparants n'en requierent l'ouverture. Mais passé les dits quinze mois à compter du dit Jour vingt sept octobre dernier il sera libre à l'une et à l'autre des parties et separement d'en requerir l'ouverture sans qu'il soit besoin qu'ils soient tous deux présens mais alors il en sera dressé procès verbal en forme pour être comme dit est c'y dessus la dite convention exécutée et suivi et y celle valloir comme si elles eussent été passées devant le dit Notaire et signées de luy. duquel depot ouï declaration et reserves les comparants ont requis acte à eux accordé. fait lu et passé au dit Strasbourg les heures jour mois et an susdits en présence de felix Lex et George Tuchfærber juristes y demeurants temoins requis qui ont signé avec les comparants et le dit Notaire

Lex Le Bn de Kleist J P. Fibich Tuchfærber

Lacombe, not. roy.

Am 12. Mai 1777 endlich wurde auf Anstehen des Vaters Fibich das versiegelte Kouvert im Beisein des Notars und der gesetzlich vorgeschriebenen Zeugen eröffnet und der in ihm enthaltene Ehekontrakt, der noch die Spuren der Brüche aufweist, entfaltet. Der darüber aufgenommene Eröffnungsakt lautet :

L'an Mil sept cent soixante et dix sept le douzième Jour du mois de May apred midy, pardevant le Notaire Royal Immatriculé au conseil souverain d'Alsace resident a Strasbourg soussigné, fut présent le Sieur Jean Philippe Fibich conseiller au Grand senat de Strasbourg y demeurant le quel a dit que le onzième Novembre mil sept cent soixante et treize il auroit avec le Sieur Baron de Kleist Courlendois officier au Regiment de Schomberg dragon, déposé au dit Notaire une Enveloppe avec pouvoir à l'une et à l'autre des deux parties, après l'Expiration de quinze mois a datte du vingt sept octobre mil sept cent soixante et treize d'en requerrir l'ouverture, pour les pieces et actes renfermées dans la dite enveloppe être executées en tout leur Contenu qu'y ayant maintenant quarante deux mois passés que le dit depot a été fait, il requerroit le dit Notaire de faire l'ouverture de la dite Enveloppe pour les pieces renfermées sous y celle demeurer jointes au présent procès verbal paraphées ne varientur et lui en être delivrées des Expéditions. Sur quoi après avoir donné lecture aux deux temoins c'y après nommés et c'y présents de l'acte de depot dressé par le dit Notaire sur la dite enveloppe, et après que tant le dit Sieur Fibich que les dits temoins ont eu Reconnu que les cachets, dont la dite enveloppe est close sont sains et entiers, le dit Notaire en a fait l'ouverture dans la quelle dite enveloppe il s'est trouvée

un acte sous seing privé écrit sur deux feuilles de papier contenu en trois pages et trois lignes sur la quatrième non y comprises les signatures commencant par ces mots Heute dato sind wir unterschriebene auf folgende Bedingungen überein kommen etc. et se terminant par ces geschrieben und unterschrieben Nebst eines jeden Insigel Strasburg den 27ten 8bris 1773 et quatre signatures scavoir

frederic George Baron de Kleist Susanna Catharina fibichin
J. ph. Fibich Susanna Cleophe fibichin.

Maire J. P. fibich
f. Maire Lacombe.

avec quatre cachets sur cire d'Espagne rouge, le quel acte aussitotque tiré de la dite Enveloppe acte paraphé ne varientur par les temoins le Sieur Fibich et le dit Notaire. De tout quoi a été dressé le présent procès verbal à la requisition du dit Sieur fibich. fait lu et passé au dit Strasbourg le jour mois et an susdits en présence des Sieurs Joseph Maire père et francois maire fils faisants de sains Bourgeois de cette ville y demeurants temoins requis qui ont signé avec la partie et le dit notaire

Maire P. J. Fibich
f. Maire Lacombe, not. roy.

Mit diesem letzten Funde waren meine archivalischen Forschungen über die für Lenzens Leben und Dichtungen bedeutsame Familie Fibich einstweilen erschöpft; weitere Resultate konnten nur dann erzielt werden, wenn es mir gelang, die heutigen Nachkommen jener Familie zu entdecken. Den unfehlbaren Wegweiser boten mir auch hier die Register des Strassburger Standesamts.

4. Die Nachkommen.

Die Mutter Susanna Katharina Fibich geb. Sebisch starb den 15. Mai 1778,[1] Vater Fibich den 28. Sept. 1795.[2] Von den drei überlebenden Kindern starb Cleophe, die Braut des Barons v. Kleist, die Araminta des Dichters Lenz, am 24. Dez. 1820 Gedeckte Brücken Nr. 52, welches kleine Haus nebst Gärtchen sie nach Ausweis des Grundbuches von 1791 von der Witwe Sebisch, ihrer Grossmutter mütterlicherseits, geerbt hatte. Dieses kleine Haus wurde 1827 vom Genie gekauft und niedergerissen. Was aber das Hauptinteresse erregt, Cleophe starb nach dem Zeugnis des Sterbeaktes der Mairie «non mariée». Baron v. Kleist hat also sein Eheversprechen nicht erfüllt, Cleophe dagegen ist ihrem Geliebten bis an ihr Lebensende treu geblieben.

Von den beiden älteren Geschwistern starb Johann Philipp mit Hinterlassung einer Tochter den 10. Dez. 1804 als Maler in der Weissthurmstrasse 81 (heutige Nr. 4), die ältere Schwester Louise Katharina, jene gefeierte Sängerin, ebenfalls verheirathet den 17. April 1805.

Wir wissen aus dem Tagebuch S. 290, dass Ott, Lenzens intimer Freund, der in den Briefen des Dichters an Salzmann wiederholt genannt wird,[3] sich um die ältere Fibich eifrig bemühte. Dass dieses Verhältnis aus irgend welchem Grunde nicht zum Ziele führte, beklagt er selbst in einem Briefe an Salzmann aus Wien den 23. Dez. 1781 mit den Worten: «Habe ich nicht auch Sie verlassen müssen? wurde ich nicht schon von der Brust einer Geliebten fortgerissen?»[4]

[1] Sterbebuch der Neuen Kirche Bd. 189 fol. 19.
[2] Sterberegister der Mairie Bd. 222 fol. 7b: 6. Vendem. IV.
[3] Aug. Stœber, Der Dichter Lenz S. 50 und sonst.
[4] Aug. Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 103.

Der Umstand, dass Lenz nach seinem Bruch mit den Kleist seinem Freunde Ott die französische Lektion bei dem jüngsten Kleist verschaffte,[1] hat Urlichs S. 256 zu dem Schlusse geführt, Ott sei französischer Sprachlehrer gewesen. Ich habe auch hier die Standesregister zu Rate gezogen und gefunden, dass der Vater Johann Michael Ott Lehrer am Gymnasium in Strassburg und französischer Prediger gewesen. Aus dessen den 11. Sept. 1748 geschlossener Ehe «mit Maria Elisabeth Eberlin, des Wohl Ehrwürdigen und Wohl Gelehrten Herrn Magisters Johann Michael Eberlin Treu Eifrigen und Fleissigen Diakoni bey der Kirch zu St. Aurelien eheleiblicher Tochter»[2] gingen ausser mehreren Töchtern zwei Söhne hervor: Johann Michael Ott, geb. 11. Januar 1752 und Joseph Ott geb. 28. Mai 1755.[3] Ersterer ist, wie aus dem Verzeichnis der Deutschen Gesellschaft zu ersehen,[4] der Freund des Dichters Lenz gewesen. Ich finde ihn unter dem Sterbeakt des Vaters vom 18. Januar 1776[5] als «Juris utr. Licenciatus» unterschrieben. Dass er als Student wie Lenz Sprachunterricht erteilte, würde trotz seiner juristischen Studien bei dem Sohne eines Lehrers und Geistlichen auch heute nicht auffallen.

Johann Michael Ott gehört zu denjenigen elsässischen Juristen der Strassburger Universität, die wegen der Beherrschung zweier Sprachen zum diplomatischen Dienste ins Ausland empfohlen wurden. Erinnern wir uns doch, dass von den Professoren Koch und Oberlin selbst Goethe Aussicht auf einen Eintritt in die deutsche Kanzlei zu Versailles gemacht wurde.[6]

So wurde Heinrich Karl Rosenstiehl geb. 28. Oktober 1751 zu Mietesheim im Unterelsass, der Verwandte Friederikens von Sesenheim,[7] Sekretär im französischen Ministerium, ebenderselbe, welcher später die Katastrophe des Rastatter Gesandtenmordes mit erlebte; so kam der Strassburger Matthieu[8] als Sekretär zu Talleyrand und leitete als der einzige in deutschem

[1] Tagebuch S. 290.

[2] Hochzeitbuch von St-Aurelien Bd. 2 fol. 192b.

[3] Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 229 fol. 659 und Bd. 230 fol. 106.

[4] Dieses noch unbekannte Namensverzeichnis trennt die Namen Ludwig Wilhelm Otto und Joh. Mich. Ott.

[5] Sterbregister der Neuen Kirche Bd. 188 fol. 18a.

[6] Dichtung und Wahrheit III, 11 S. 31.

[7] Lucius, Friederike Brion S. 139.

[8] Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 31; vergl. Alsatia 1868 S. 178. Matthieu war Mitglied der deutschen Gesellschaft.

Staatsrecht Erfahrene zu Paris das grosse Austheilungsgeschäft der Entschädigungen deutscher Fürsten nach dem Lüneviller Frieden,[1] so wurde Ludwig Wilhelm Otto, aus dem hanau-lichtenbergischen Kork bei Kehl, eine glänzende diplomatische Laufbahn im französischen Dienste eröffnet;[2] so endlich wurde auch Johann Michael Ott nach Wien empfohlen und 1782 Translateur (sécrétaire interprète) des Kollegiums der auswärtigen Geschäfte in St. Petersburg.[3] Nicht er, sondern sein 1755 geborener jüngerer Bruder Joseph Ott, welcher das Goldschmiedehandwerk erlernt hatte, heiratete am 7. Mai 1781 die um 5 Jahre ältere Luise Katharine Fibich.[4]

Nachkommen der letzteren sind noch jetzt in Strassburg vorhanden und das Geschäft, welches Fibich's Schwiegersohn begründete, besteht noch heute an den Gewerbslauben 37 unter der Firma «Michel-Ott, ancienne maison Ott». Die Gemahlin des heutigen Geschäftsinhabers ist eine Urenkelin der einst gefeierten Sängerin. Ein 1810 geborener Enkel der letzteren, welcher mir das Bild seiner Grossmutter und ihres Gemahls zeigte, ist das einzige noch lebende Mitglied der Familie, welches Cleophe Fibich als Knabe gekannt hat. Derselbe schilderte sie mir als sehr gross und schlank, was mit den Worten des Tagebuches S. 277: «sie hüpfte vor Freuden, ihre gewöhnliche Bewegung, die bei ihrer erstaunlichen Länge ihr doch so unnachahmlich lässt» vollkommen übereinstimmt.

Durch die Familie erfuhr ich, dass die Nachkommen des Joh. Mich. Ott noch heute im russischen Staatsdienste leben. Ausserdem besitzt dieselbe in Abschrift den Mitgiftsvertrag der Katharina Fibich vom 26. Sept. 1781 und ein geschriebenes Hochzeitsgedicht, «die musikalische Tonleiter ein Quodlibet der Fiebich und Ottischen Verbindung gewidmet, mit Kupfern Strasburg den 7. Mai 1781».

[1] Häusser, Deutsche Geschichte II, S. 341.

[2] Ludwig Wilhelm Otto, geb. 7. Aug. 1754, Sohn des Hanau-lichtenbergischen Regierungsrats und Amtmanns von Wilstett und Lichtenau Justus Jakob Otto, Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Strassburg, wurde Gesandtschaftssekretär in München, später chargé d'affaires in Philadelphia und unter Napoleon I., der ihn zum Grafen Mosloy erhob, Gesandter in London, Wien und Berlin (s. Biographie universelle). Die Familie Brion war mit dem Vater befreundet und machte mit Lenz bei ihm in Lichtenau Besuche (s. A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 47 u 49).

[3] Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 102; vergl. auch S. 91.

[4] Hochzeitbuch der Neuen Kirche Bd. 117 fol. 47b.

Dieses Hochzeitsgedicht aus 36 sechszeiligen Strophen bestehend, zu denen eine eigene Melodie vorhanden, ist das Werk eines Komponisten und Knittelversmachers zugleich. Strophen wie folgende mögen einen Begriff von demselben geben:

21.

Ut re mi fa sol
schon mancher hat wohl
ein Herzel durch Singsang errungen –
wo ist auch der Ochs
den Mägdeleins Vox
nicht einmal im Leben bezwungen?

22.

Den Kerl möcht' ich sehn
der könt' wiederstehn
dem Sang eines reizenden Kindes.
du zweifelst langohr — —!
lass trillern dir vor
durch d'Fiebich ein Lied — und empfind es.

23.

Wenn dir's nicht gelingt
durch das, was sie singt
gerührt und geschmolzen zu werden,
verdienest du schier
du zweyfüssiges Thier
vertilgt zu werden auf Erden.

24.

Der Liebe Gebott
befolgt heut Herr Ott
noch einmal so gern bey'm Kättel . . . .
sie ist Ihm das All
der Schöpfung zu mal,
d'Virtuosin in unserem Städtel.

Zu diesem Gedicht gehören neun Federzeichnungen, welche alle unter Wiederholung des bezüglichen Verses numeriert sind. Ein nicht numeriertes zehntes Blatt verherrlicht einen Glanztag im Leben der Braut:

An einem Konzertflügel sitzt eine mit Federhut geschmückte Dame, ohne Zweifel Katharina Fibich. Auf ihrem Notenpult steht in grossen Zügen der Name Gluck geschrieben. Dass aber

auch die italienische Musik mit der deutschen abwechseln soll, beweist ein Programm in der Hand eines der Anwesenden mit der Aufschrift Aria del Sgr. Piccini. Somit wäre das Bild inhaltlich in das Jahr 1775 zu setzen, da der Erbprinz Karl August von Sachsen-Meiningen, wie oben erwähnt, am Ostersonntag jenes Jahres gerade diese Arie von Fräulein Fibich gehört hat und zwar in einem Konzert, in welchem, wie jener hervorhebt, die deutsche Musik, trotz der Voreingenommenheit der Strassburger für die italienische, einen durchschlagenden Erfolg errang.

Wer den damaligen heissen Kampf zwischen der deutschen und italienischen Musik, zwischen Gluck und Piccini, in Paris verfolgt hat, ersieht leicht, dass der Erbprinz mit der «deutschen» Musik nur Gluck selbst gemeint haben kann. In der Stadt Strassburg hatte sich also im Jahr 1775 nicht nur eine Gesellschaft zur Pflege deutscher Sprache, sondern, was noch nicht bekannt war, auch eine Gesellschaft zur Pflege deutscher Musik gebildet. Dies ein neuer interessanter Beitrag zur Geschichte Strassburgs im vorigen Jahrhundert.

Erfolgreicher als in jener Familie wurden meine Nachforschungen bei dem Enkel und der Enkelin des Bruders der Cleophe.

Im Besitze des Enkels, eines würdigen Pfarrers, befinden sich mehrere Familienbilder aus dem vorigen Jahrhundert, welche seinen Grossvater, den Maler Johann Philipp Fibich, und dessen Tochter darstellen. Ausserdem bewahrt derselbe aus dem Nachlass Cleophes einen Nähtisch, ein Kommödchen und eine Puppenstube; ob wohl dieselbe, welche in Lenzens Tagebuch S. 287 erwähnt ist?

Eigentum der Enkelin, in der ich eine hochgebildete Dame schätzen lernte, ist jenes schöne Bildnis Cleophes, mit welchem ich zur Freude der Lenz- und Gœthe-Verehrer meine Abhandlung schmücken durfte, ein Miniaturbild auf eine Elfenbeinplatte gemalt, von unnachahmlicher Zartheit der Farben, welche ganz die von Lenz gerühmte «Pfirsichblässe» ihres Gesichtes wiedergeben. Das Jahr, in welchem das Bild gemalt wurde, ist unbekannt; da aber Cleophe nicht mehr die im Tagebuch gerühmten Flechten trägt und auch sonst als eine mehr reife als jugendliche Schönheit erscheint, werden wir dies Bild wohl an das Ende der siebenziger oder den Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzen müssen.

Die Hauptbegierde, welche ich empfand, jene Gedichte zu ermitteln, welche Lenz für den Baron v. Kleist an Cleophe dichtete, wurde leider nicht erfüllt, da bis auf Kleinigkeiten der Nachlass Cleophes verloren gegangen ist.

Ueberhaupt kam meine Forschung insofern um einiges zu spät, als die Tochter des Malers Fibich, welche die beste Auskunft hätte geben können, da sie von Cleophe auferzogen worden war, betagt im Jahr 1873 das Zeitliche gesegnet hat. Allein auch so gelang es mir, noch eine Reihe verbürgter Nachrichten zu sammeln, welche im Verlaufe meiner Arbeit verwertet werden sollen.

5. Eine Jugendfreundin der Friederike von Sesenheim.

Aufsehen wird ohne Zweifel die von der Familie einmütig versicherte Mitteilung machen, dass Cleophe Fibich eine Jugendfreundin der Friederike Brion gewesen sei. Zwei Locken von Friederikens Haar waren noch vor etwa 20 Jahren aus Cleophes Nachlass vorhanden. Ob es dieselben sind, die ich seitdem mit der Grossnichte Cleophes teilen durfte, kann dieselbe leider nicht mehr mit voller Bestimmtheit behaupten, da nach ihrer — allerdings verblassten — Erinnerung diese Locken Friederikens silberblond gewesen seien,[1] während die wieder gefundenen eine mehr goldblonde Farbe tragen. Allein vorhanden waren diese Haare mit der Aufschrift «cheveux de Frédérique de Gœthe» sicherlich, ein Umstand, der die bereits verbürgte Jugendfreundschaft Friederikens und Cleophes bestätigt.

Erst nach Feststellung dieser Thatsache wird uns die Veranlassung klar, welche Lenz und den zweiten Baron v. Kleist im Sommer 1772 von Fort Louis Besuche bei der Familie Brion in Sesenheim machen liess.[2] Wie der oben mitgeteilte Ehekontrakt besagt, war damals der älteste Baron v. Kleist schon längere Zeit mit Cleophe bekannt. Nichts natürlicher, als dass der Bruder die ihm sich bietende Gelegenheit benutzte, die Jugendfreundin Cleophes persönlich kennen zu lernen, während sich Lenz wohl als einen Freund Gœthes eingeführt hat.

[1] So in ihrem zweiten Briefe vom 13. Jan. 1887. In ihrem dritten vom 21. Jan. dagegen kommt die Dame aus äusseren Gründen zu dem Schlusse: «Je mehr ich nachdenke, jemehr bekräftigt sich in mir der Gedanke, es müssen Friederikens Haare sein.» Bei dieser Ueberzeugung ist sie auch in späteren Briefen und mündlichen Gesprächen geblieben.

[2] Vgl. A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 58.

Die Bekanntschaft der Familien Brion und Fibich ist leicht erklärlich. Pfarrer Joh. Jacob Brion[1] wie seine Frau Magdalena Salomea Schöll[2] waren von Strassburg gebürtig und hatten dort beide eine zahlreiche Verwandtschaft. Dann aber tritt die Erscheinung, dass die eingeborenen Familien unter einander bekannt und gesellschaftlich verbunden sind, vor allen anderen Reichsstädten am meisten in Strassburg zu tage, weil hier das eingeborene deutsch-protestantische Bürgertum sich nach der französischen Annexion von 1681 gegen das eindringende französisch-katholische Element zusammenzuschliessen suchte. Zu diesem protestantischen Bürgertum intra muros gehörte aber und gehört noch heute in engster Verbindung die nächste protestantische und besonders protestantisch-theologische Umgebung extra muros, die auf Strassburgs Gymnasium und Universität ihre Bildung erhalten hatte, und an beide Kreise schloss sich vor der französischen Revolution das eingeborene Element der im Elsass zahlreich gelegenen hessen-darmstädtischen, pfalz-zweibrückischen und würtembergischen Territorien an.

So finde ich in den Taufakten zweier Strassburger Mitglieder der Deutschen Gesellschaft sowie des jüngern Ott reichsfürstliche Beamte als Pathen, bei Johann Siegfried Breu[3] die hessen-darmstädtischen Räte Johann Sebastian Otto und Friedrich Ludwig Bassy, bei Johann Friedrich Corvinus[4] den hessen-darmstädtischen Regierungsrat Franz Rudolf Mollinger, daneben die Jungfer Sophie Elisabeth, Herrn Daniel Schöpflins, Kirchenschaffners im würtembergischen Reichenweier eheliche Tochter, bei Joseph Ott[5] den pfalz-zweibrückischen Hofrat Joh. David Papelier.

[1] Joh. Jacob Brion, Sohn des Küblers Joh. Jac. Brion und der Frau Anna Katharina Hahn, wurde nach dem Taufregister von St. Wilhelm Bd. 53 fol. 137b den 11. April 1717 in Strassburg geboren und nach dem Hochzeitsregister derselben Kirche den 29. Mai 1743 ebendaselbst copuliert. Derselbe hatte, wie ich Bd. 53 fol. 179b, Bd. 54 fol. 12a, 41b, 113a, 174b u. 225a ersehe, noch 6 jüngere Geschwister.

[2] Siehe F. Lucius, Friederike Brion S. 40 ff. In den Taufregistern der Neuen Kirche finde ich drei Töchter des reichsritterschaftlich-ortenauischen Amtmanns Theobald Friedrich Schöll, des Bruders der Madame Brion: Susanna Dorothea geb. 18/9. 1752, Margaretha Elisabeth geb. 24/11. 1753 Eleonore 20/7. 1758, dieselben, an welche Lenz von Petersburg d. 27. März 1780 Grüsse übermitteln lässt (s. Falck, Friederike Brion S. 76).

[3] Geb. 25. Dez. 1739, Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 228 fol. 196.

[4] Geb 17. Jan. 1751, Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 229 fol. 568b.

[5] Geb. 28. März 1755, Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 106.

Goethe, der die Verhältnisse im Elsass aus eigener Anschauung kannte, konnte deshalb mit Recht in Dichtung und Wahrheit [1] schreiben:

« Gar manche Einwohner von Strassburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Unterthanen deutscher Fürsten, die unter französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besassen, stets vermehrt und rekrutirt wurden; denn Väter und Söhne hielten sich Studirens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Strassburg auf. »

In besonders engen, weil nachbarlichen, Beziehungen zu Strassburg stand das protestantische Buchsweiler im Unter-Elsass, die Residenzstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, welche nach dem Tode Joh. Reinhards III., des letzten der einheimischen Landesherrn, im J. 1736 an den Tochtersohn desselben, den Erbprinzen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, gefallen war. Während der Erbprinz sich in Pirmasenz der Drillung seines Grenadierbataillons widmete, hielt seine Gemahlin Henriette Karoline, geb. Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld,[2] in Buchsweiler Hof, wenn sie es nicht vorzog, den Winter in ihrem Palais in Strassburg, den heutigen Strassburger Stadthause, zu verbringen.

Auch nach der Uebersiedelung der Erbprinzessin und ihres Hofstaates nach Darmstadt im J. 1765 blieben die Beziehungen des Darmstädter Hofes zum Elsass intim, ja sie wurden noch intimer, als nach dem Tode des Landgrafen Ludwigs VIII. d. 17. Okt. 1768 der Herr des Buchsweiler Landes, Erbprinz Ludwig IX., den Thron in Darmstadt bestieg. Beamte wurden hinüber und herüber versetzt. Ein enges Band der Verwandtschaft knüpfte sich zwischen dem rechts- und linksrheinischen Lande.

Dem Beispiel des Geheimerats Hesse in Darmstadt, der sich seine Frau aus dem Elsass holte,[3] mögen manche andere gefolgt sein; andererseits fanden damals hanau-lichtenbergische

[1] III, 11 S. 34.

[2] Sie wurde am 9. März 1721 zu Strassburg im Rappoltsteiner Hofe am Finkweiler Staden geboren, woselbst ihr, der Urgrossmutter Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta, auf meine Veranlassung eine Gedenktafel errichtet wurde.

[3] Sie war die zweite Tochter Johann Friedrichs Flachsland, des Amts- und Kirchenschaffners der würtembergischen Grafschaft Horburg und Reichenweier im Ober-Elsass, und die Schwester der Karoline Herder, der Gattin des Dichters.

Beamtensöhne, wie Engelbach, Lerse, Weyland,[1] auf der Strassburger Universität engere Fühlung mit der rechtsrheinischen studierenden Jugend.

Gœthes Bekanntschaft mit diesen seinen Buchsweiler Freunden ist deshalb auf ganz andere gesellschaftliche Voraussetzungen als auf ein zufälliges Zusammentreffen in der bekannten Tischgesellschaft der Jungfern Lauth zurückzuführen. Nicht nur Frankfurter, auch Darmstädter Empfehlungen werden hier zu Grunde gelegen haben, welche letztere über die Strassburger Zeit hinaus ein engeres Band zwischen Gœthe und dem Merckschen Freundeskreise zu knüpfen im stande waren.

Dass Gœthes Uebersiedelung nach Strassburg bestimmte Vorbereitungen voraufgingen, lässt sich erweisen. In Strassburg bezog er «ein kleines, aber wohlgelegenes und anmutiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarktes, einer schönen langen Strasse, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hülfe kam.»[2] Sein Hauswirt Kürschner Johann Ludwig Schlag war der Sohn des Schuhmachers Johann Jost Schlag, der in seinem Trauungsakt vom 18. Jan. 1702[3] «Sohn des Peter Schlag, gewesenen Steinmetzen und Burgers zu Frankfort am Main» genannt wird. Dies Logis war mithin aller Wahrscheinlichkeit nach voraus bestellt. Ebenso war Gœthe mit zahlreichen Empfehlungen versehen. Er selbst spricht von solchen in Dichtung und Wahrheit II 9 S. 133.

Auch die Bekanntschaft mit der Familie Brion in Sesenheim wird eine vorbereitete, das heisst, auf andern Voraussetzungen als auf lediglich studentischer Einführung beruhende gewesen sein. Wie hätte sonst jene Familie den jungen Mann wochenlang in ihrem Hause beherbergen und sich missliebigem Gerede aussetzen mögen. Schon Falck hat nach einer Erklärung dieses auffallenden Umstandes gesucht und dieselbe in der Annahme einer förmlich vollzogenen Verlobung Gœthes finden zu müssen geglaubt.[4] Mir indessen geht aus den Briefen

[1] Alle drei sind aus Buchsweiler gebürtig; siehe v. Lœpers Anmerk. 421, wo die aus dem Buchsweiler Kirchenbuche gezogenen Geburtsdaten angegeben sind. Lerse's Mutter war eine geborene Barth, nicht Garth. Weyland hatte, wie wir aus Lucius, Friederike Brion S. 68 wissen, einen Frankfurter Bürger zum Grossvater.

[2] Dichtung und Wahrheit II, 9 S. 133.

[3] Siehe den Anhang.

[4] Friederike Brion von Sesenheim S. 34.

Gœthes an Salzmann[1] deutlich hervor, dass Gœthe einen Landaufenthalt bei Brions genommen, um seine kranke Brust zu kurieren. Gute Bekannte oder Verwandte der Familie Brion, an welche Gœthe empfohlen gewesen sein mag, ich nenne beispielsweise den Kammerrat Engelbach in Buchsweiler, den ritterschaftlichen Syndikus Schöll in Strassburg, mögen Gœthe den Landaufenthalt vermittelt haben.

Gœthe hat diesen Empfehlungen nicht völlig entsprochen, da er das mit Friederike angeknüpfte Liebesverhältnis brach. Dieser Umstand mochte für ihn ein Grund mehr sein, dieselben in seiner Selbstbiographie zu verschweigen und seine Bekanntschaft mit der Familie Brion als eine mehr zufällige hinzustellen.[2]

Dass bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft in und um Strassburg und bei der erwähnten Zusammenhörigkeit der gesellschaftlichen Kreise jener Stadt Gœthe unter anderen auch die Familie Fibich kennen gelernt habe, dafür besitzen wir ausser der bestimmten Ueberlieferung, dass Friederike Brion und Cleophe Fibich Jugendfreundinnen gewesen seien, noch andere sichere Anzeichen.

Fibichs Juweliergeschäft, das bedeutendste in Strassburg, welches Pretiosen an die deutschen Prinzen und den Adel des Oberrheins lieferte, war im Centrum der Stadt an dem belebtesten Platze gelegen, wo sich zur Zeit grosser militärischer Schaustellungen ganz Strassburg zusammendrängte. Johann Philipp Fibich war Ratsherr und machte für damalige Verhältnisse ein Haus. Seine Töchter waren zu Gœthes Zeit schon erwachsen. Aus dem Nachlass Cleophes fand sich ein auf weissen Atlas gedruckter Glückwunsch, welcher beweist, dass sie bereits zu Gœthes Studienzeit in ihrem 17. Lebensjahre gefeiert war. Derselbe lautet :

[1] Aug. Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 42 ff.; man vergleiche besonders den dritten Brief. — Nur nebenbei bemerke ich, dass die Ueberschrift des zweiten Briefes in Lenzens «Waldbruder» (Dorer-Egloff S. 93) «Fräulein Schatouilleuse an Rothen [Gœthen], der aufs Land gereist war, eine Frühlingskur zu trinken», Aehnlichkeit mit jener Situation enthält.

[2] Dass Gœthe in bezug auf seine Strassburger Vergangenheit gegen alles urkundliche Material empfindlich war, welches die von ihm in seiner Selbstbiographie gegebene Darstellung verschieben konnte, beweist sein förmlicher Protest, als Professor Engelhardt ihn um die Genehmigung zur Veröffentlichung seiner im Salzmann'schen Nachlasse gefundenen Briefe ersuchte. Vgl. Aug. Stœber. Der Aktuar Salzmann S. 118.



Herzlicher Glückwunsch

An dem geehrt und erfreulichsten

Namens-Tag,

JUNGFER

Susanna Cleophea Fibichin,

****

Mein Wunsch vor Sie soll heut allein
An Ihrem Namens-Feste seyn,
Recht glücklich auf der Welt zu leben!
GOtt woll Ihr nur Vergnügen geben,
Auf daß in Ihrer Lebens Zeit,
Reichthum, Glück und Zufriedenheit
Einander stets die Hände reichen!
Trifts manchmal schon nach Wunsch nicht ein,
Hof Sie, es wird bald besser seyn.
All Unstern muß von Ihr und Ihrem Hauße weichen!
Kurz: mich nicht länger zu verweilen,
Hier ist mein Wunsch in diesen Zeilen:
Leb Sie stets in beglückter Ruh!
Sie bringe Ihre Jahr in wahrer Freude zu.

Straßburg, den 30. Aprill. 1771.

P. J. D.

Cleophes Glückwunsch, zum Namenstag 30. April 1771. (S. 52.)

Fibichs Wohnung und Geschäft befand sich nach dem oben mitgeteilten Mietsvertrage im Hause des Banquiers und Ratsherrn Johannes Braun. Diese Banquiersfamilie Braun war eine sehr reiche und verzweigte in Strassburg. Ein Bruder des letzteren war der Banquier Johann Daniel Braun, beider Mutter eine geborene Margarethe Salome Miville. Eine geborene Anna Barbara Miville war auch des Aktuarius Salzmann Mutter.[1]

Wenn Gœthe an seinen Studienfreund, den Sohn des Kammerrats Engelbach in Buchsweiler, den 10. Sept. 1770 aus Strassburg schreibt:[2]

« Im B. Hause fährt man fort angenehm zu sein. Der A. und ich werden uns ehestens copuliren lassen. Der ganze Tisch grüsst Sie »,

so kann mit dem Tisch nur derjenige der Jungfern Lauth in der Krämergasse Nr. 13 (heutige Nr. 7), mit A. nur der Tischpräsident Aktuarius Salzmann, dessen unzertrennlicher Begleiter Gœthe in Strassburg war, und in dieser engen Verbindung mit dem B. Hause weder das Brion'sche[3] noch das v. Berkheim'sche,[4] wie man geraten hat, sondern wahrscheinlich nur das Braun'sche gemeint sein, zu dem der Aktuarius Salzmann die nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen hatte.

Maria Agnes Braun, eine Tochter des Banquiers Joh. Daniel Braun, war die Taufpatin des Johann Michael Ott, ihr Bruder Abraham Braun der Taufpate der früh verstorbenen Margaretha Elisabeth Fibich, Joh. Daniel Braun studiosus, der Sohn des oben genannten Hauswirts der Familie Fibich, der Taufpate der Cleophe Fibich.

Wer, wie ich, längere Zeit die Geburts- Kopulations- und Sterberegister der alten Strassburger Familien durchforschte, wird allmählich angemutet, als hätten dieselben eine einzige grosse Sippe gebildet, so oft wiederholen sich dieselben Namen als Tauf- Trau- und Sterbezeugen.

Dass Gœthe die Familie Fibich persönlich gekannt habe, scheint auch aus dem Anteil hervorzugehen, den er an den ver-

[1] Aug. Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 13; die Unterschriften sämmtlicher Familienmitglieder finden sich unter einem Teilungsakte des Notars Lacombe 1774 D 5. Oct.; den Sterbeakt der Marg. Salome Miville fand ich in St. Thomas 1775 fol. 56.

[2] Hirzel-Bernays, Der junge Gœthe I, 242.

[3] Aug. Stœber a. a. O. S. 48; dagegen schon v. Lœpers Anmerk. 423.

[4] A. Baier, Das Heidenröslein. Heidelb. 1877. S. 34.

liebten Kreuz- und Querzügen seines Freundes Lenz mit Cleophe genommen hat.

In Lenzens Roman «der Waldbruder»,[1] der, abgesehen von einigen äusserlichen Anspielungen an den Weimarer Aufenthalt, im wesentlichen Strassburger Erlebnisse wiederspiegelt, findet sich sogar eine Stelle, welche auf ein Konzert im Fibich'schen Hause gedeutet werden kann, da sie merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Stelle in Lenzens Tagebuch verrät. Zwei Töchter unterhalten die Gäste, wie im Tagebuch, so im Waldbruder durch ihren Gesang. In jenem singt die älteste eine der schönsten italienischen Arien mit Blicken, die Lenz wünschen machten, er könne sie lieben,[2] im Waldbruder belohnt die eine der Töchter Rothen [Gœthen] für jede falsche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick.[3]

Wenn auch der Waldbruder stark satyrisch gefärbt ist, so gewinnt doch die Thatsache, dass Gœthe einem Konzert in der Familie Fibich beigewohnt hat, durch jene Erzählung an Wahrscheinlichkeit. Dann würde auch dieser Besuch in den Sommer 1775 fallen, wo Gœthe zweimal, nämlich im Mai und im Juli, auf seiner Schweizerreise während mehrerer Tage in Strassburg verweilte und gewiss ein Interesse daran hatte, Cleophe zu sehen, beziehungsweise wiederzusehen, nachdem ihm sein Freund Lenz so viel von ihr und ihrem Verlöbnis mit dem Baron von Kleist gesprochen hatte.

6. Lenzens dramatischer Nachlass.

Soweit waren meine Forschungen über die Familie Fibich gelangt, als ich in dem von Karl Weinhold 1884 herausgegebenen dramatischen Nachlasse des Dichters Lenz zu meiner Freude die Bestätigung derselben durch Lenz selbst bemerkte.

Wir haben schon oben hervorgehoben, dass Lenz, wie die andern Dichter der Sturm- und Drangperiode, eigene Erlebnisse zum Vorwurf seiner Dichtungen gewählt hat. Der Möglichkeit einer Verbindung mit Friederike begegnet er durch «die Liebe auf dem Lande», seine Liebe zu Frl. Henriette Waldner von Freundstein spiegelt «die Laube» und «der Waldbruder» wieder, sein Verhältnis zu Fräulein König in

[1] Dorer-Egloff S. 92 ff.
[2] S. 279. [3] Dorer-Egloff S. 100.

Strassburg giebt ihm den Stoff zur «Alten Jungfer». Magister Leypold vom Protestantischen Gymnasium tritt als Prototyp des alten Moor in Schillers Räubern in dem «Tugendhaften Taugenichts» mit seinen schulmeisterlichen Flüchen persönlich auf; kein Wunder, wenn Lenz auch die in der Familie Fibich erlebten Vorgänge dramatisierte.

In seinen Entwürfen zu dem Schauspiel «Katharina von Siena» ist Katharina ursprünglich keine andere als Katharina Fibich, Laura oder, wie sie im Entwurf B genannt wird, Araminta, wie im Tagebuch, deren jüngere Schwester Cleophe, der von Katharinens Laune abgewiesene Freier Trufalo der ältere Ott. In Katharina wollte der Dichter eine Stolze darstellen, welche alle Freier im Uebermut zurückweist, um einen armen Maler Rosalbino glücklich zu machen, in dem sie das Ideal eines Mannes verwirklicht sieht. Allein Rosalbino, dem die Kunst mehr als Liebe gilt, erwidert diese Neigung nicht. «Katharina flieht deshalb in die Wildnis und sucht in asketischer Brautschaft mit Jesus den Frieden, den sie auch gegen alle Versuchungen zum Rückfall behauptet.»

Im Entwurfe B der «Alten Jungfer» ist Wiedeburg kein anderer als Lenz-Kleist, dem sein Freund Ott den Charakter Cleophes zu einer Zeit, wo Lenz schon für Fräulein Waldner entbrannt ist, ins hellste Licht zu rücken sich bemüht.

Ott: Was willst du mehr von einer Person, die dich glücklich machen soll, als so geliebt zu werden?

Wiedeburg: Ich will mehr — und darum bin ich elend. Ich will, dass sie sich mir liebenswürdig machen — dass sie eine Waldner sein soll [1] — dass sie alle meine Sehnsuchten, alle meine Erwartungen auf sich spannen, dass sie die Belohnung alles meines Strebens Ringens Leidens und der Todesgefahr selber sey — ich will alles oder nichts! — sieh, das ist meine Natur, Ott! und darum bin ich ein unglücklicher Mensch!

Ott: Sie würde sich nach dir gebildet, sie würde ihre Empfindungen nach den deinigen umgestimmt haben, sie würde dir alles geworden seyn. Du weisst nicht, dass sie seit einiger Zeit erstaunend angefangen zu lesen, bloss weil sie merkt, dass du Freude daran hast — noch mehr, sie erkundigt sich sorgfältig bey all deinen Freunden, welche Bücher du vorzüglich liebst, und liest sie heimlich,

[1] Man vergleiche das weiter unten citierte Gedicht vom 28. Okt. 1775 und daraus die Zeilen: «Seit ich nicht mehr in die Tugend, nein, in mehr verzaubert bin», welche die Liebe zu Cleophe ab- und diejenige zur Waldner erschliessen.

damit sie dich einmal angenehm überraschen kann, wenn von einem oder dem andern dieser Bücher die Rede ist.

Wiedeburg: O Satan, Satan, der ich bin! Es ist ausgelöscht, ausgelöscht in meinem Herzen die himmlische Flamme! — Doch will ich hin, ich will sie sehen, ich will sie heurathen, ich will alles thun, und — siehe, ich sage es dir — mein ganzes Leben durch eine lange Komödie spielen — vor den Engeln selber, vor dem Angesicht Gottes selber — aber es bleibt doch immer Komödie.

Ott: Du machst mich grausen!

Wiedeburg: Komm! — Du solltest weinen und heulen wie eine Bettlerswittwe mit zehn Kindern, wenn du in mein Herz sehen könntest!

6.

Ihr Krankenbett.

— — — Er schwört ihr, dass er keine andere nehmen will und heurathen, W(aldner) auch nicht, denn er hatte ihr promesse de mariage gegeben und sie sich darauf verlassen.

Endlich nennt der Entwurf C der «Alten Jungfer» die Familie Fibich selbst. Vater Fibich tritt mit Namen auf, Baron Wiedeburg ist Lenz, Graf Dönhof stellt Kleist vor, Cleophe wird hier Amalia genannt.

Akt I.

Erste Scene.

Wiedeburg allein.

Alles was ich von ihr sehe, alles was ich von ihr höre, jeder Schritt, den sie in die Welt thut, ist von einer Rose der Schönheit begleitet, die sie in ihren Fusstapfen zurücklässt.[1] Ach und soll soviel Herrlichkeit vorübergehen, ohne erkannt, ohne in seinem ganzen Werthe erkannt und an diese Brust gedrückt zu werden? Amalia — ich liebe dich, Amalia, du sollst dies Wort von mir nimmer hören, aber mir selbst, und diesen Wänden will ichs tausendmal sagen, um mich unaufhörlich selbst mit dem Gedanken aufzuwecken, dass du da bist, und diese himmlische Flamme, die du in meiner Brust angezündet hast, nie ausgehen zu lassen. Wenn die ausgienge — wie elend —! (legt seinen Kopf in die Hand und bleibt so eine Viertelstunde ohne Bewegung sitzen).

[1] Wer erinnert sich nicht bei diesem Bilde des Gœthe'schen Lobes «die Poesie, die Lenz in das Gemeinste zu legen wusste, setzte mich oft in Erstaunen.»

Fibich kommt herein mit einem Brief in der Hand: Sehen Sie, Herr Baron, wie unglücklich es ihrer Freundin geht! Soll ich's Ihnen sagen? warum nicht? Sie sind doch unser einziger wahrer Freund!

Wiedeburg: Sagen Sie mir alles!

Fibich (weint): Meine Tochter ist ein unglückliches Mädchen lebtäglich!

Wiedeburg: Ihre Tochter? — warum denn? wodurch denn? ich bitte, weisen Sie mir den Brief.

Fibich (weinend): Freilich haben Sie so ein Herz, dass man Ihnen alles sagen muss und die Freundschaft, die Sie meiner Tochter von Anfang an bewiesen haben, richtet mich allein auf. Ich armer, unglücklicher Mann! Sie ist betrogen! Der Graf Dönhof zieht sein Wort zurück.

Wiedeburg: Sein Wort zurück? (reisst ihm den Brief aus der Hand).

Fibich: Er sagt, er hab ihr nie die Ehe versprochen, das was er mir schriftlich hinterlassen und die Briefe alle seyn nur ein Zeichen seiner Freundschaft gewesen, die er auch immer nach wie vor behalten wolle.

Wiedeburg (den Brief zitternd durchlesend): Sie können ihn zwingen, Abtrag zu geben.

Fibich: Nein, Herr Baron, nimmer — nimmer thu ich das! es säh so aus als ob mein Kind verlegen um einen Mann —

Wiedeburg: Sie können es ohne Ihre Delikatesse zu beleidigen — lassen Sie mir die Sorge, ich verspreche Ihnen, den Process zu führen; — noch mehr, beruhigen Sie Ihre Mamsell Tochter, ich verspreche ihn durch dieses Mittel zurückzubringen.

Fibich: Ach gnädiger Herr, Sie haben ein gar zu gutes Herz! Wenn sich nicht noch edle Gemüther fänden, die sich unsrer annähmen —

Wiedeburg: Verlassen Sie sich darauf! lassen Sie mich allein — ich will mich sogleich hinsetzen und eine Requete an das Landbotengericht aufsetzen.

Fibich: Gott belohne Sie und schenk Ihnen dafür eine Frau wie Sies verdienen. (Ab.)

Wiedeburg: In was für Händel verwickelt einen nicht das Mitleiden! Ein guter Wunsch — der Wunsch wars allein werth. — Ach Amalie!

Folgende Andeutungen über den weiteren Gang der Handlung, sagt der Herausgeber, sind von Lenz gleichzeitig rasch auf die Rückseite des Folioblattes hingeworfen worden, wie die Schrift zeigt:

— verliert den Process, erbietet sich aus Grossmut, sie selbst zu heurathen; erfährt hernach, dass er den Process nitht habe

gewinnen können, weil die ganze Promesse de Mariage valsifiirt,[1] erfunden, nachgeschrieben worden, denn Fibich hat die Pappiere allzeit dem Advokaten des W. zugeschickt, weil der nicht Zeit hatte, sich soviel darum zu bekümmern. Dass zwar der junge Baron ihr von Ehe zugeredt, aber nie etwas schriftliches hinterlassen habe und dass eben wegen dieser Falschheit des Vaters die Obrigkeit ihn als einen Betrüger, der auf die Art das reiche Vermögen dieses Hauses an sich ziehen wollen, angesehen.

(Darum darf ich das Stück nicht drucken lassen. Wenigstens nicht, so lang Fib. unverheurathet ist.)»

Der Herausgeber fügt in der Einleitung zu diesem dem Jahre 1775 angehörigen Entwurfe S. 195 die Bemerkung bei:

«Es scheint durch den Zusammenhang, worin diese Worte stehen, dass wir hier den Namen des Handelsmanns am Strassburger Paradeplatz erfahren, mit dessen Tochter, der Mamsell Fibich also, die Kleists und Lenz selbst ihre Liebesgeschichten halten, die Lenz im Tagebuch Gœthen erzählte und die er in den Soldaten zum Theil verwerthete.»

Nun, die von Weinhold ausgesprochene Vermutung ist erst durch meine selbständig geführte Forschung zur Gewissheit erhoben. Dagegen zeigen die von Lenz hingeworfenen Andeutungen über den weiteren Gang der Handlung, insbesondere die Verneinung der Promesse de mariage, dass Lenz, was sich auch sonst beweisen lässt, Vorgänge des wirklichen Lebens nicht immer in unveränderter Gestalt zu dichterischen Entwürfen gewählt habe.

7. Der Stammbaum der Familie Kleist.

Bis zum 12. Mai 1777, also nicht 15, sondern 42 Monate, hatte die Familie Fibich auf die Erfüllung des Eheversprechens vergebens gewartet. Baron Kleist hatte, wie es scheint, bis dahin stets neue Hoffnung genährt. So konnte Lenz noch im Febr. 1776 kurz vor seiner Abreise aus Strassburg an Herder schreiben:[2]

«Ich danke dir, dass du die «Soldaten» zum Druck befördert hast. Reich wird sie hoffentlich vor Michaelis nicht bekannt machen

[1] So steht für «falsifiirt» geschrieben. Doch möchte ich dieses Versehen des Dichters nicht wie Weinhold mit einem Ausrufungszeichen begleiten. Rechtschreibung war damals noch kein untrüglicher Gradmesser der Bildung wie heutzutage.

[2] Aus Herders Nachlass I, S. 238.

und alsdann wird das mit Fingern deutende Publikum auf nichts mehr zu deuten haben.»

Lenz hatte also gegründete Hoffnung, dass Baron von Kleist bis Michaelis 1776 sein Wort eingelöst haben würde, allein der Winter 1776—1777 verging, bis endlich, als Cleophe an der Schwelle der zweiten Hälfte ihres 23. Lebensjahres angelangt war, Vater Fibich das versiegelte Eheversprechen zur Geltendmachung seiner Ansprüche eröffnen liess.

Wie die Kleist-Fibich'sche Angelegenheit weiterhin im einzelnen verlaufen, ist bis jetzt unbekannt, doch darf ich nach einer Abschrift des im Museum zu Mitau befindlichen Stammbaums der Familie Kleist[1] schliessen, dass sich der Baron nicht gerade cavaliermässig benommen hat.

Nach jenem Stammbaum war der Vater jener drei Brüder Kleist[2] Christian Ewald von Kleist, Majoratsherr auf Kerklingen und Dobelsberg, die Mutter eine Katharine Alexandrine von Vietinghoff, gen. Scheel. Aus der 1749 $^{13}/_{6}$ geschlossenen Ehe gingen 5 Kinder hervor, nämlich:

1) Agnese Alexandrine, geb. 1750 $^{16}/_{3}$, gest. 1813 $^{5}/_{9}$.
2) Friedrich Georg, geb. 1751 $^{27}/_{3}$, gest. 1800 $^{20}/_{1}$.
3) Ernst Nicolaus, geb. 1752 $^{4}/_{2}$, gest. 1787 $^{7}/_{3}$.
4) Christoph Hieronymus Johann, geb. 1753 $^{14}/_{6}$, gest. 1829 $^{10}/_{10}$.
5) Marie Charlotte Sophie Eleonore, geb. 1757 $^{4}/_{7}$, gest. 1798 $^{10}/_{11}$.

Friedrich Georg, der Verlobte der Cleophe Fibich, verheiratete sich nach jenem Stammbaum in erster Ehe 1776 $^{20}/_{9}$ mit Anna Margaretha Hedwig von Rutenberg aus Welden geb. 1760 $^{28}/_{7}$, gest. 1793 $^{24}/_{12}$, in zweiter Ehe 1794 $^{9}/_{10}$ mit Agathe Dorothea Elisabeth von Rutenberg aus Neu-Autz geb. 1770 $^{28}/_{2}$, gest. 1832 $^{2}/_{7}$. Auf derselben Stammtafel wird Friedrich Georg «Königl. Polnischer Kammerherr und Ritter des Stanislausordens, Majoratsherr auf Kerklingen und Dobelsberg, Erbherr auf Welden» genannt, der zweite Bruder, mit welchem Lenz in Fort Louis und Landau gewesen, als «französischer Kapitain,

[1] Diese Abschrift, welche mir Falck vermittelte und nach der Buchholz'schen genealogischen Sammlung baltischer Familien der Rigaer Stadtbibliothek ergänzte, verdanke ich der Güte des Herrn Julius Döring, des bekannten Malers und Kunsthistorikers, in Mitau.

[2] Vergl. Rudolf Reicke Altpreussische Monatsschrift 1867 S. 654 ff.: L'Estocq nahm 20. Sept. 1769 drei dieses Namens, im Index (der Königsberger Universität) als fratres bezeichnet, auf: Fridericus Georgius de Kleist Eques Kerklinga-Curonus, Ernestus Nicolaus de Kleist und Christophorus Johannes Hieronymus de Kleist.

polnischer Kammerherr und Erbherr auf Subbern» und der jüngste Bruder, den Lenz im Hinblick auf die bevorstehende Verbindung des ältesten mit Cleophe Fibich den «Schwager» nennt, als «französischer Kapitain, später preussischer Kammerherr und gestorben zu Charlottenburg» verzeichnet.

Zunächst geht aus diesen authentischen Angaben hervor, dass Baron Friedrich Georg v. Kleist, um auch nach Strassburger Recht majorenn zu erscheinen, in dem von ihm unterzeichneten Ehekontrakt sein Lebensalter fälschlich auf 25 Jahre angegeben hat. Ferner erhalten jetzt Lenzens Worte, «dass das Publikum Michaelis 1776 auf nichts mehr werde zu deuten haben,» einen besonderen Sinn. Wahrscheinlich hatte Baron v. Kleist die Erfüllung seines Eheversprechens der Familie Fibich bis zu diesem Termin verheissen, während er bereits mit dem Plane umging, sich der Erfüllung dieses Versprechens durch die bis dahin geschlossene Ehe mit Fräulein von Rutenberg zu entziehen. Dass er einer solchen Handlungsweise fähig war, kann leider nicht geleugnet werden. Denn der Umstand, dass Vater Fibich am 12. Mai 1777 den Ehekontrakt eröffnen lassen musste, beweist, dass Baron v. Kleist an seinem Vermählungstage, den 20. Sept. 1776 seinen Verbindlichkeiten gegenüber der Familie Fibich nicht gerecht geworden war.

Was weiter geschah, entzieht sich unserer Kenntnis. Dass Fibich überhaupt auf Grund eines solchen Aktes vor dem russischen Richter klagen konnte, möchten wir bezweifeln. Immerhin wird das Jahr 1777 der Familie Kummer und Aufregung genug verursacht haben. Bereits am 15. Mai 1778 starb im Alter von erst 52 Jahren, wie der Sterbeakt besagt «an Fieber, Geschwulst und Engigkeit» Mutter Fibich;[1] «die gute Mutter» nennt sie Lenz im Tagebuch.[2] Ob ihr Tod durch den vorausgegangenen Herzenskummer beschleunigt worden?

Auch wie Lenz sich zu dieser fatalen Angelegenheit verhalten, ist unklar. Dass er auch nach der Entzweiung mit dem jüngsten v. Kleist mit der Familie seiner ehemaligen Zöglinge in Verbindung stand, gesteht er selbst in einem Briefe vom 10. Dez. 1777 an Sarasin in Basel.[3] Merkwürdiger Weise erbittet er sich durch letzteren schleunigst die Originalbriefe

[1] Sterbregister der Neuen Kirche Bd. 189 fol. 19.
[2] S. 286.
[3] Dorer-Egloff S. 237.

Ewald v. Kleists, des heimgegangenen Dichters des Frühlings, welche Herr Ratsherr Iselin besass.

« Ich bringe sie, schliesst Lenz seinen Brief, aufs heiligste wieder ungekränkt nach Basel zurück und einen Dank, der nicht endigt, Ihnen und unserm Iselin zum Ersatze. Die Absicht, wozu ich diese Briefe brauche, können Sie sich beide nicht vorstellen, könnte ich Ihnen beiden auch nicht begreiflich machen, da ich sie mir selber nicht in Worte fassen kann; genug, mir liegt unbegreiflich viel daran. »

So viel geht aus diesen wirren Worten hervor, dass Lenz mit jenen Briefen des Dichters Kleist irgend einen Eindruck auf jene kurländische Familie zu machen gedenkt. Will er etwa der adelsstolzen, welche die Verschwägerung mit der Strassburger Bürgersfamilie abgelehnt hatte, an ihrem eigenen Fleisch und Blut zu Gemüte führen, dass es noch etwas Höheres, nämlich das Genie, gebe?

Nicht minder auffallend, aber ebenso schwer zu deuten, ist ein Brief, den Schlosser Mitte März 1778 an Rœderer nach Strassburg schreibt: [1]

« Sie werden sich freuen lieber Magister, wenn Sie hören, dass Lenz hergestellt ist, wenigstens allem menschlichen Ansehen nach. — Inliegenden Brief gab er mir kurz nach einem harten Paroxismus von Schwermut. Ich vermutete, dass etwas Tolles drin ist, und brach ihn auf, um Sie nicht zu erschrecken. Auch finde ich, dass es wahr ist; stosen Sie sich aber nicht an seiner Apostrophe. Seine Seele ist noch viel zu schwach, auch da zu schwach gewesen. Ich hab auch Verehrung für solche Sachen, aber wenn Ihr seel. Vater Ihnen jetzt rathen könt, würde er auch rathen, wies die Umstände erfodern. Sagen Sie Lenzen und schreiben Sie ihm nicht, dass ich den Brief erbrochen und zurückgehalten habe. Schicken Sie ihm seine Sachen bald mit Entschuldigung, dass Sie wegen Abwesenheit seinen Brief verfehlt hätten, in der — — Sache aber thun wollten was möglich ist. »

Zu dieser Lücke schreibt der Herausgeber in der Note: «Ein abgekürztes und ganz unleserliches Wort». Diese Lücke konnte von Bedeutung werden, wenn hier «Fibich'schen» oder «Kleist'schen» Sache stand. Es war damit der Beweis geliefert, dass die Familie Fibich damals die ihr rechtlich gebührende Genugthuung noch nicht erhalten hatte. Diese Annahme wurde

[1] A. Stœber, J. G. Rœderer und seine Freunde S. 68.

für mich die erste Veranlassung, den Rœdreer'schen Nachlass, welchen einst Stœber benutzte, in Strassburg aufzuspüren.

Zwei Fräulein Rœderer, Enkelinnen des trefflichen Theologen, besitzen ihn und halten ihn als ein heiliges Familienvermächtnis in Ehren. Mit welcher Freude begrüsste ich das Glück, die kostbaren Papiere, unter denen 2 Gœthe'sche Briefe, in Händen halten zu dürfen! Auch vermochte ich obige Lücke mit Hülfe der Besitzerinnen zu enträtseln. Weder Kleist'schen noch Fibich'schen Sache war an jener Stelle zu lesen, sondern in der «dortigen» Sache, aus welchen Worten kein bestimmter Schluss zu ziehen ist. Auch dass Lenzens Bruder, der den scheinbar Wiedergenesenen im Sommer 1779 nach Riga abholte, in einem Briefe an Salzmann mit Bedauern erklärt, dass er Strassburg mit seinem Bruder habe vermeiden müssen,[1] kann nicht mit Sicherheit auf den Umstand zurückgeführt werden, als ob die Fibich'sche Angelegenheit damals den Dichter noch bewegt habe.

8. Cleophes Stammbucheintrag.

Dass sich Baron von Kleist nicht rechtlich in jener Angelegenheit benommen habe, glauben wir behaupten zu müssen. Dagegen hat Cleophe dem Verlobten bis an ihr Lebensende die Treue bewahrt und diese Gesinnung im Dez. 1774 durch ein unverdächtiges Zeugnis bekräftigt. Wir besitzen nämlich im Stammbuch Lenzens auf der ersten Seite einen anonymen Eintrag von «einer ungenannten, doch wohlbekannten Freundin», den zuerst brieflich am 29. Okt. 1883 Falck und gleich darauf auch Düntzer öffentlich in der Köln. Zeitung vom 24. Nov. 1883 III. Blatt als einen Autograph Aramintas erkannten.

Dieses, wie es schien, längst verschollene Stammbuch des Dichters, aus welchem bereits früher einmal die Eintragungen Gœthes, Schlossers und seiner Gattin bekannt geworden waren, tauchte plötzlich in Fellin in Livland auf und zwar im Besitz der Tochter des um den Lenz-Nachlass sehr verdienten Dr. Dumpf. Herr Gymnasialdirektor Dr. Waldmann daselbst, dessen ausserordentlicher Güte ich das beigefügte Facsimile verdanke, legte diese Lenz-Reliquie am 5. Okt. 1883 der literarischen Gesellschaft zu Fellin vor und berichtete eingehend über dieselbe in dem Jahresbericht jener Gesellschaft pro 1883 und 1884.

[1] A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 40.

[illegible]

Straßburg
den 16 December 1774.

Araminta's Stammbuch-Eintrag. (S. 63.)



Diesem Bericht und einer mir gewordenen brieflichen Mitteilung seines Autors zufolge, ist das Stammbuch, dessen Höhe 10 ½ und dessen Breite 14 ½ Ctm. beträgt, in roten Saffian gebunden, hat Goldschnitt und Goldverzierungen auf Rücken und Rand, trägt auf der Vorderseite den Namen Lenz, auf der Rückseite die Jahreszahl 1774; Verzierungen, Lettern und Ziffern sind von altertümlicher Ausstattung. Das Album zählt 63 Blätter eines nach modernen Begriffen höchst unansehnlichen weissen Papiers, 21 Blätter sind ausgerissen, beschrieben sind nur 4 Seiten. Auf der ersten Seite desselben steht die als Facsimile beigegebene Eintragung. In der Mitte des Albums finden sich auf drei unmittelbar auf einander folgenden Seiten 3 Einzeichnungen:

1) Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen,
In zwei tollen Dichter Herzen
Noch im letzen Augenblick
Lass ich Lenzzen dies zurück.

Gœthe.

2) Si vedrem chiaro poi, come sovente
Per le cose dubbiose altri s'avanza,
E come spesso indarno si sospira.

Petrarca.
C. Schlosser.

Letztere Eintragung rührt von Goethes Schwester Cornelie, der Gattin des Hofrats Schlosser in Emmendingen bei Freiburg, her. Schlosser selbst hat sich in das Lenz'sche Stammbuch in folgender Weise eingetragen:

3) Catharina von Siena.

J. G. Schlosser.

Catharina von Siena ist der Titel jenes oben citierten dramatischen Entwurfes, von dem der Dichter am 14. März 1776 gegen Merck äusserte: «es sei schon in seiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben.» Weinhold, der Herausgeber des dramatischen Nachlasses, setzt bei dieser Gelegenheit hinzu:

«Lenz hatte von dem Drama, das ihn damals beschäftigte, in Emmendingen gesprochen und es dem edlen Paare einst vorzulegen gedacht. Schlossers Eintragung sieht als Mahnung, nicht wie eine

Quittung aus. Auf dem Zettel, welcher drei Sätze zur ersten Catharina enthält, lesen wir die Worte: so bleibt das Stück immer für Gœthen und seine Schwester.»

Weinholds Ansicht von einer Mahnung Schlossers ist auch die unsrige; die Eintragung fällt wahrscheinlich Ende Mai 1775, da Gœthe seinen Freund Lenz den 27. Mai 1775 von Strassburg nach Emmendingen mitgenommen hatte.[1] Hat Gœthe wirklich im letzten Augenblick des Scheidens sich in Lenzens Stammbuch eingetragen, woran nicht zu zweifeln, so ist auch Gœthes Eintrag in Emmendingen und nicht in Strassburg erfolgt.

Was nun den anonymen Vers auf der ersten Seite des Stammbuchs betrifft, so haben Falck und Düntzer die ursprüngliche Vermutung, als könne derselbe von Friederike Brion herrühren, widerlegt, indem sie die wahre Verfasserin in Araminta erkannten. Düntzer schreibt mit vollem Rechte:

« Friederike hatte damals, Ende 1774, schon längst jede Aussicht auf Gœthe aufgegeben und so können wir diese Deutung auch ohne Ansicht der Handschrift um so entschiedener ablehnen, als die Dame, welche in dem hier vorliegenden Verhältnisse zu Lenz stand, ob wir gleich ihren Namen nicht kennen, nachzuweisen vermögen. »

Folgt der bekannte Hinweis auf den Anfang des 14. Buches von Wahrheit und Dichtung und das Lenz'sche Tagebuch.

Nun, diese bisher dem Namen nach unbekannte Dame ist in Cleophe Fibich entdeckt worden, deren handschriftlicher Eintrag dadurch an Interesse gewinnt, da er mit demjenigen von Gœthe, dessen Schwester und Schwager in Lenzens Stammbuch vereinigt ist.

Dieser Stammbucheintrag Cleophes vom 4. Dezember 1774 ist unseres Wissens das letzte Glied jener Kette von Kreuz- und Querbewegungen des Dichters mit ihr. Nach dem Tagebuch freilich war bereits Ende Oktober der Bruch zwischen Lenz und dem jüngsten Baron v. Kleist erfolgt. Dass die Veranlassung dazu in jenem Verhältnis zu Cleophe gesucht werden muss, lässt die Darstellung desselben nur zu deutlich erkennen.

Aber Lenz machte wohl noch einen letzten Versuch auf das Herz der Geliebten. Was Cleophe oft im Scherz gesagt hatte:

[1] Frl. König in einem unedierten Briefe an Madame Hesse in Darmstadt, Buchsweiler 14. Juni 1775: «Lenz war mit Gœthe bei der Schlosserin und kann nicht sagen, was für Wunderwürkung sein Anblick auf ihre Seele und Körper gemacht haben.» (Mitteilung von Falck.)

sie wünsche sich einen Mann wie Lenz; wenn ihr Bräutigam sie verliesse, solle er seinen Platz einnehmen,[1] hatte den Dichter veranlasst, sie beim Wort zu nehmen. Bei diesem Antrag jedoch findet Cleophe ihren Ernst wieder und weist den Bewerber in die ihm gebührenden Schranken zurück.

Damit war wohl die Lenz-Araminta Angelegenheit im wesentlichen abgethan, wenn auch die «Freundin» noch ferneres Wohlwollen für Lenz bewahrt haben mag. In ähnlicher Weise ist Lenz auch von dem Baron v. Kleist trotz aller Differenzen, die ihn zum Ausziehen veranlassten, schliesslich doch in Frieden geschieden. Noch in Weimar gab Lenz Salzmann Aufträge für Fibich,[2] erhielt er wiederholte Grüsse von Herrn v. Kleist durch Rœderer.[3]

Uebrigens schildert Lenz selbst im Tagebuch die Erlebnisse des letzten Abends, den er mit Herrn v. Kleist verbrachte, derart, dass wir an einen tragischen Konflikt nicht glauben können. Der stark angeheiterte Baron, der in roher Weise seine ausgelassenen Streiche mit dem Dichter getrieben, giebt, vernünftig geworden, demselben beim Schlafengehen die schönsten Worte von der Welt und war auch am andern Morgen, da Lenz von ihm auszog, «sein bester Freund.»

An eine Forderung zwischen beiden, wie Urlichs[4] und Erich Schmidt[5] vermuteten, ist deshalb trotz einer dahin bezüglichen Ueberschrift eines Lenzischen Gedichtes, von welchem weiter unten, keineswegs zu denken.

V. Aufschluss aus den Werken des Dichters.

1. Die Gedichte.

Es ist nicht leicht, aus der Zahl gleichgestimmter Gedichte, welche dieselbe Stufenleiter der Gefühle von der höchsten Schwärmerei bis zur gänzlichen Hoffnungslosigkeit durcheilen, mit vollkommener Gewissheit die zu einem Araminta-Cyklus gehörigen zu bezeichnen. Bedenken wir jedoch, dass Lenz das Herz Cleo-

[1] Tagebuch S. 276 u. 281.
[2] Weinhold, Dramatischer Nachlass S. 195.
[3] Mitteilung Falcks aus den ungedruckten Rœderer-Briefen; vgl. auch Stœber, Der Dichter Lenz S. 84.
[4] S. 259. [5] Lenz und Klinger S. 15.

phes durch sein Liebesspiel vor anderweitigen Gefahren bewahren zu müssen glaubt, dass ihm, dem ernstlich Verliebten, jedoch Gewissensbisse entstehen und Cleophe sowie der Schwager ihm Vorwürfe machen, so müssen wir jedenfalls folgende drei grösseren Gedichte einem Araminta-Cyklus zusprechen, wenn auch der Wahrscheinlichkeit gemäss noch manche der kleineren Lenz'schen Gedichte demselben zuerkannt werden dürfen. Möchte doch die von Frh. v. Maltzahn verheissene Gedichtsammlung bald erscheinen, um volle Klarheit in dieser Frage zu verbreiten!

I.

Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit. [1]

(Eine Predigt über den Text: Die Mahlzeit war bereitet, aber die Gäste waren ihrer nicht werth.)

Von nun an die Sonne in Trauer,
Von nun an finster der Tag,
Des Himmels Thore verschlossen;
Wer ist der wieder eröffnen,
Mir wieder entschliessen sie mag?
Hier ausgesperret, verloren,
Sitzt der Verworfne und weint,
Und kennt im Himmel auf Erden
Gehässiger nichts, als sich selber,
Und ist im Himmel auf Erden
Sein unversöhnlichster Feind.

Aufgingen die Thore,
Ich sah die Erscheinung;
Und war's kein Traum?
Und war's so fremd mir?
Die Tochter der Freude,
Der Segen des Himmels,
In weissen Gewölken
Mit Rosen umschattet,
Duftete sie hinüber zu mir,
In Liebe hingesunken,
Wie schrecklich in Reizen geschmückt
Schon hatt' ich so selig, so trunken
Fest an mein Herz sie gedrückt,
Ich lag im Geist ihr zu Füssen,

[1] L. Tieck, Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz III, 249; vgl. A. Sauer in Kürschners Deutscher National-Literatur X, 223.

Mein Mund schwebt über ihr,
Ach! diese Lippen zu küssen,
Und dann mit ewiger Müh
Den süssen Frevel zu büssen. —

In dem einzigen Augenblick,
Grosse Götter, was hielt mich zurück?
Kommt er nicht wieder?
Er kehrt nicht wieder!
Ach er ist hin, der Augenblick,
Und der Tod mein einziges Glück.

Dass er käme!
Mit bebender Seele
Wollt ich ihn fassen,
Wollte mit Angst ihn
Und mit Entzücken
Halten ihn, halten
Und ihn nicht lassen,
Und drohte die Erde mir
Unter mir zu brechen,
Und drohte der Himmel mir
Die Kühnheit zu rächen,
Ich hielte, ich fasste dich
Heilige, Einzige,
Mit all deiner Wonne
Mit all deinem Schmerz,
Presst' an den Busen dich!
Sättigte einmal mich,
Wähnte du wärst für mich,
Und in dem Wonnerausch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz.

II.

Auf eine Papillote; welche sie mir im Conzert zuwarf.[1]

Meynstu mit Zucker willst du meine Qual versüssen
Mitleidig göttlich Herz! wie wenig kennstu sie?
Wenn sich nach Mitternacht die nassen Augen schliessen
Schläft doch mein Herz nicht ein, es wütet spät und früh.

[1] R. Zœppritz, Aus F. H. Jacobi's Nachlass II, 310; vergl. A. Sauer a. a. O. 221; ich habe die ursprüngliche Schreibart beibehalten.

Vor Tage lieg ich schon und sinn auf mein Verderben
Und straffe mich oft selbst und nehm' mir Tugend vor
Und kämpf und ring mit mir und sterb und kann nicht sterben,
Weil mich mein Unstern nur zum Leben auserkohr.
Ich soll dich sehn und fliehn? Dein Lächeln sehn und meiden?
Und du verstehst es wohl, wo mir's am wehsten thut.
Du hassest meine Ruh, es scheint dich freut mein Leiden
Du wünschst es grösser noch, es scheint du willst mein Blut.
So nimm es göttliche! ein kleines Federmesser
Eröffnet mir die Brust, wie sanft würd es mir thun?
Ach thus, durchbor mein Herz, gewiss dann wird mir besser,
In deinen Armen will ich dann vom Leben ruhn.
Ach, welche Süssigkeit! von Lieb und Wollust trunken
Schläft dann mein mattes Haupt von seiner Unruh ein,
Auf deinen süssen Schooss verliebt herabgesunken,
Und büsset sterbend noch die Ursach' seiner Pein.
Ja thus! von deiner Hand wie kann der Tod mich schröcken,
Er ist das grösste Glück, das ich erhalten kann.
Ein Stoss, so ists geschehn: wie süss wird er mir schmecken,
Ein kleiner Stoss und dann geht erst mein Leben an.
Dann will ich zärtlich dir als Geist zur Seite schweben,
Dann wehrt es niemand mir, du selber wehrst es nicht,
Dann darf ich ungescheut dem Munde Küsse geben,
Der so verführisch lacht und so bezaubernd spricht.
Dann darf so lang ich will mein Auge nach dir sehnen
Dann hasch ich deinen Blick und schliess ihn in mein Herz.
Dann wein ich, wenn ich will, und niemand schilt die Tränen,
Dann seufz ich, wenn ich will, und niemand schilt den Schmerz.
Dann will ich dir im Traum zu deinen Füssen liegen
Und wachend horch ich auf, wie dirs im Busen schlägt.
Bistu vergnügt, o Glück! so theil ich dein Vergnügen,
Wo nicht, so theil ich auch was dir Verdruss erregt.
Dann, mein unschätzbar Gut! dann straft mich das Gewissen
Für meine Liebe nicht, nur dann, dann steht mirs frey
Dann fühl ich keinen mehr von den verhassten Bissen
Als ob ich Frevler Schuld an deiner Unruh sey
Dann bistu meiner loss, nicht wahr du bist es müde
Von mir gekränkt zu sein, dann weisstu es nicht mehr
Was mich schmerzt oder nicht, dann hast du ewig Friede
Denn nach dem Tode rührt mein Schmerz dich nicht so sehr.
Selbst ach! dein Glück verlangt's, ich fühl es, ach' mit Zittern,
Dass ich im Wege bin — so thu es beste Hand!
Ich muss mir täglich nur das Leben mehr verbittern,
Und thust du's nicht — dann Gott! erhalt mir den Verstand! —

III.

(Dis ward den Abend vor dem Duell geschr.)[1]

Von dir entfernt, dir immer nah,
O du mein Leben, Seraphine.
Ist das ein Traum, was mir geschah?
Mich tröstet, dass ich's nicht verdiene?
Nein selbst dein Zorn verschönert dich
Und ist das höchte Gut für mich.
In dieser Einsamkeit, des kurzen Lebens müde
Das ich doch nicht verlieren kann,
Da schenkst nur du, mein Glück! dem baugen Herzen Friede
Das dich auf ewig lieb gewann.
Wie, wer verbietet mir's, wer kann es mir verbieten?
Ist das ein Laster, Götterbild?
Von dir gerührt zu sein? Wer kann sein Herz behüten
Wenn selbst der Himmel nicht solch eine Neigung schilt.
Nein Göttliche! solch eine Lieb ist Pflicht,
Für die will ich mein Blut verströmen,
Man kann mir zwar das Leben nehmen,
Doch meine Liebe ewig nicht.
Ich kenne dich nicht erst von heute,
Ich kenne dich von jeder schönen Seite
Ich bete, denk ich noch daran,
Dank, Sehnsucht, Tränen in den Blicken
Den, der dich schuf, mit heiligem Entzücken
Und dich, sein schön Geschöpfe an.
Ach wieviel Glück ist selbst in diesen Tränen,
Nach wem kann sich mein Herz sonst sehnen
Als nur nach dir und stets nach dir
Und dies — nur dies — verbeut man mir?
Dis reine Feuer macht ein Bube sich zu rächen
Mir zu dem schwärzesten Verbrechen?
Und du mit ihm? Du die Gerechtigkeit,
Die Güte selbst? War es Verwegenheit
Dich anzusehn? Gott ist es eine Sünde
Wenn ich in dir den Himmel finde
Mit aller seiner Seeligkeit.
Schiltst du ein Kind, das dir die Hände küsst,
Dafür, dass du ihm freundlich bist,
Hast du mich je in den beglükten Stunden,
Da ich noch nicht verstossen war,

[1] Diese Ueberschrift ist im Original durchgestrichen. R. Zœppritz a. a. O. II, 312; vergl. A. Sauer a. a. O. 226.

Wohl anders als ein Kind gefunden.
Und worin lag denn die Gefahr?
Ach Seraphine, Seraphine,
Es tödtet mich, dass ich das nicht verdiene.

Dass die beiden Gedichte «Der verlorene Augenblick» und «Auf eine Papillote» stilistisch, also auch inhaltlich zusammengehören, beweisen folgende Parallelstellen:

Der verlorene Augenblick.	Auf eine Papillote.
Ich lag im Geist ihr zu Füssen, Mein Mund schwebt über ihr: Ach! diese Lippen zu küssen, Und dann mit ewiger Müh' Den süssen Frevel zu büssen. —	Dann will ich dir im Traum zu [deinen Füssen liegen Dann will ich zärtlich dir als Geist [zur Seite schweben Dann wehrt es niemand mir, du [selber wehrst es nicht; Dann darf ich ungescheut dem [Munde Küsse geben, Der so verführisch lacht und so [bezaubernd spricht.

Nun stimmt das zweite Gedicht an folgender Stelle inhaltlich auch mit dem Tagebuch überein.

Auf eine Papillote.	Das Tagebuch. (S. 281.)
So nimm es, Göttliche! ein kleines [Federmesser Eröffnet mir die Brust, wie sanft [würd' es mir thun? Ach thu's, durchbohr mein Herz, [gewiss dann wird mir besser,	Ich nahm ihre Hand voll der lebhaftesten Empfindung zwischen meine beyden und bat sie, mir lieber jenes Federmesser ins Herz zu drücken, als zu verlangen, dass ich mehr sagen sollte.

Die beiden Gedichte gehören somit dem Araminta-Cyclus an und nicht etwa der Weimarer Katastrophe, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte.[1] Die Stärke des Ausdrucks ist Gewohnheit der Dichter der Sturm- und Drangperiode und gerade bei Lenz nicht immer gleich auf die schlimmsten Katastrophen seines Lebens zu beziehen.

Diese Wahrnehmung bezieht sich nicht minder auf das dritte der citierten Gedichte, welches inhaltlich ebenfalls zur

[1] Gruppe S. 137 und Zœppritz S. 290 nehmen es an, während Urlichs S. 263 sich schon mehr meinem Ergebnisse nähert.

Araminta Affaire gehört: Obgleich sich der Dichter im Oktober «verstossen» wähnt, schreibt sich ihm Cleophe im Dezember als eine «ungenannte, doch wohlbekannte Freundin» ins Stammbuch. Auch die durchgestrichene Ueberschrift «dies ward den Abend vor dem Duell geschrieben» lässt sich viel einfacher auf die im Tagebuch erzählten komisch-ernsten Attacken des jüngsten Kleist, der Lenz im Finstern mit dem Degen angreift, während dieser sich nur mit den Armen wehrt,[1] als auf eine wirkliche Herausforderung beziehen, die sonst nirgends beglaubigt ist und auch mit den Grüssen, die Herr v. Kleist später mehrfach an Lenz in Weimar bestellen lässt, in Widerspruch stehen würde. Ueberdies stimmt die Durchstreichung obiger Ueberschrift — wie ich sehe, ein beliebtes Mittel jener Zeit, um mit einer geheimen Sache zu kokettieren[2] — mit der im Tagebuch an Gœthe gerichteten Bitte, von jener Raufscene nichts verlauten zu lassen, nachdem er sie lang und breit erzählt hatte.

Alle drei Gedichte sind echte und schöne Kinder der Araminta-Liebe, wenn wir auch kaum begreifen können, wie Lenz die Neckereien einer ausgelassenen Mädchenlaune nicht für das erkannt habe, was sie in Wirklichkeit sein sollten.

Nach dem ersten jener Gedichte hat Lenz die Angebetete in Balltoilette überrascht und ans Herz gedrückt.

Das zweite Gedicht beschwichtigt die Vorwürfe, welche ihm wegen jener Umarmung gemacht worden waren. Der Dichter entschuldigt seine Kühnheit und wünscht sich den Tod von der Geliebten Hand, um als seliger Geist Liebkosungen wagen zu dürfen, die ihm im Leben als Frevel angerechnet würden, ihm selbst Gewissensbisse verursacht hätten.

Nach dem Inhalt des dritten Gedichtes war auf jene Vorwürfe ein ernstlicher Verweis erfolgt. Der zukünftige Schwager hatte das Benehmen des Dichters verurteilt und Cleophe «die Gerechtigkeit und Güte selbst» ihm beigestimmt. Lenz aber, weit entfernt, diesen Verweis hinzunehmen, beruft sich auf sein

[1] Tagebuch S. 291.

[2] So sind in dem oben bruchstückweise mitgeteilten Hochzeitsgedichte der Katharina Fibich Strophe 30 u. 31 die Namen Fibich und Ott, welche sich doch mittelst des Reimes erraten lassen, durchstrichen. So klagt Lauth (siehe über ihn Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 40) in einem ungedruckten Antwortschreiben an J. G. Rœderer in Göttingen d. 23. Jan. 1777: «Warum streichst du Mädchen aus, Mädchen, welches Geschöpf doch meine ganze Seele liebet.»

Liebespiel, indem er seine Neigung als die ungefährliche eines Kindes hinstellt.

Jetzt erst verstehen wir jenes eigentümliche Gedicht «An Seraphine». Cleophes «Zorn» über seinen Liebesantrag ist für ihn «das höchste Gut», da er ihm als Beweis ihrer Treue zu ihrem Bräutigam gilt; «der Himmel selbst schilt solche Neigung nicht,» ja «solch eine Lieb' ist Pflicht,» da der Dichter nur auf solche, allerdings sehr seltsame Weise, indem er nämlich sich selbst in sie verliebt oder zu verlieben scheint, das Herz Cleophes vor anderweitigen Gefahren behüten zu müssen glaubt. Deshalb nennt er dies Liebesfeuer ein «reines» den jüngsten Kleist aber einen «Buben», weil er dessen Bewerbungen, wie das Tagebuch verrät, keine gleich unverfänglichen Beweggründe unterzuschieben vermag.

Indem wir so auf Grund der Gedichte das psychologische Verhalten des Dichters in der Araminta-Angelegenheit analysieren, gelangen wir zur Ueberzeugung, dass Gœthe in seiner Beurteilung desselben Lenz wahrscheinlich zu nahe getreten ist, wenn er inbezug auf seine Zurückweisung durch Cleophe den spöttischen Zusatz macht, «man sei überzeugt, dass wenn er zum Bewusstsein kam, wie ihm denn das zuweilen zu geschehen pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe».

Gœthe bleibt den Beweis seiner Behauptung schuldig, die lauterste Zeugin der Wahrheit, die echte Lyrik, sagt uns dagegen, dass der Dichter jene Zurückweisung schmerzlich empfunden habe, und der Verdacht ist nicht abzuweisen, dass Gœthe sich durch falsch verstandene Verse wie folgende:

> « Nein, selbst dein Zorn verschönert dich
> Und ist das höchste Gut für mich »

in seiner Beurteilung des Dichters habe täuschen lassen.

Halbtoll allerdings müssen wir mit Gœthe die Idee Lenzens bezeichnen, einem abwesenden Freunde das Herz seiner Braut dadurch erhalten zu wollen, dass er sich in sie zu verlieben scheint oder verliebt, auch trübt Lenz dieses eigentümliche Verdienst, da er wie jene Umarmung und die cynische Ueberschrift des ersten der drei Gedichte genugsam beweisen, bei Gelegenheiten die Befriedigung seines eigenen sinnlichen Wohlgefallens erstrebte, allein trotz aller dieser Seltsamkeiten haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln, dass Lenz, dessen gutes

Herz von allen gerühmt wird,[1] bei jenem Liebesspiel, das er nun einmal für nötig erachtete, im letzten Augenblicke vor dem wahren Bräutigam zurückzutreten entschlossen war.

Man darf deshalb Lenzens Benehmen in der Araminta-Angelegenheit überspannt, ja halb närrisch nennen, aber eine ganz zweck- und inhaltlose Intrigue, wie Gœthe sie charakterisiert, war sie nicht, da Lenz sie im Interesse und für das Glück des abwesenden Freundes unternehmen zu müssen glaubte.

2. Das Tagebuch.

Zu gleicher Ueberzeugung, wie die Gedichte, führt uns auch die Prüfung des schon oben erwähnten Tagebuches. Bevor ich jedoch auf eine Kritik des Inhaltes desselben eingehe, sehe ich mich genötigt, mich zunächst in betreff des formalen Wertes jenes seltsamen Schriftstückes mit der bisher von Urlichs aufgestellten Ansicht auseinanderzusetzen.

Lenz hat das Tagebuch, wie er selbst sagt, noch unter den Augen des jüngsten Kleist, d. h. gleichzeitig mit den Erlebnissen, niedergeschrieben; daher denn auch die abgerissene, unfertige Gestalt des Ganzen. Denn dass das Machwerk, wie Urlichs S. 259 meint, hinreissend schön geschrieben sei, kann man höchstens nur inbezug auf Einzelheiten der psychologischen Detailmalerei, nicht aber inbezug auf Form und Gedankengang behaupten. Fremdartige Ausdrücke, die der Uebersetzung ankleben wie «Sie lehrte mich, wie zu machen» «sie stellte sich als zu fallen,» «sie setzte ihren Mutwillen noch ein etwas fort» bis auf die gemeine Strassburger Apostrophe «Warten'r!»[2] weichen so sehr von der sprachlichen Vollendung

[1] Erich Schmidt, Lenz und Klinger S. 8: «Die verschiedensten Menschen vereinigen sich, ihn gut und liebenswürdig zu nennen, Salzmann, Wagner, Miller, Schubart, Herder, Lavater, Schlosser, Cornelie, Pfeffel, die Herzogin Amalie, Frau Rath u. s. w.

[2] S. 283. M. v. Waldberg rechnet diesen vollkommen dialektischen Ausdruck fälschlich «zu den Elisionen, Sincopen und Verschleifungen, die dem Stil der «Sturm- und und Drangperiode» so eigen sind.» (J. M. R. Lenz, Der Waldbruder. Berlin 1882 S. 8.) — Wenn doch die Erklärer vorsichtiger sein wollten! So sagt v. Waldberg S. 15 über Frl. König, Lenzens und Herders Freundin in Strassburg: «Die «Königin» nennt Lenz sie scherzweise in einem Briefe an Herder» (Aus Herders Nachlass I, S. 227). Wie scherzhaft müssen wohl Herrn v. Waldberg die Tauf-, Kopulations- und Sterbebücher Strassburgs in den vorigen Jahrhunderten vorkommen, welche alle ohne Ausnahme die weiblichen Namen auf «in» endigen lassen.

der übrigen Prosawerke des Dichters ab und die Handlung irrlichtert dermassen hin und her, dass wir den Schluss ziehen müssen: das Tagebuch war nun und nimmermehr zur Veröffentlichung bestimmt, sondern Gœthen zu diskretem Gebrauche überlassen. Sagt doch Gœthe selbst, dass Lenz ihm den Stoff mündlich und nachher schriftlich vertraut habe. Liegt hier kein Irrtum in der Ueberlieferung vor, so kann die mündliche Mitteilung nur bei Gœthes Anwesenheit in Strassburg im Sommer 1775, die schriftliche, da Lenz im März 1776 Strassburg verliess, nicht lange hernach erfolgt sein.

Wir vermuten: Lenz, der denselben Stoff bereits benutzt hatte, überliess ihn Gœthen, weil er ihn für wichtig und ergiebig genug hielt, dass auch dieser seine Kraft an ihm erprobe. Daher war das Tagebuch nicht zur Veröffentlichung, denn dies würde sich Lenz bei der unfertigen Gestalt desselben haben verbitten müssen, sondern als Substrat für eine eigene Arbeit bestimmt. Ihm genügte es, dem Freunde, dem er so oft von dem Gegenstande geredet, die sämmtlichen Irrgänge jener Angelegenheit in einem formlosen, aber nach seiner Ansicht die augenblicklichen Eindrücke wiederspiegelnden Entwurfe zu unterbreiten, in den sich Gœthe leicht hineinleben sollte. Das Unfertige des Entwurfes sowie den diskreten Zweck desselben bezeichnet daher Lenz selbst am Schlusse der Einleitung mit den Worten: «Dies war nur Skelett, das dein eigenes Genie und Blick ins menschliche Herz mit Fleisch bekleiden wird.»

Aber wenn Gœthe den dargebotenen Stoff verschmähte, da ihm der Held desselben, der eine fingierte Liebe dem Glück eines Freundes zum Opfer bringt, lächerlich erscheinen musste, so hat er selbst nach dem Tode des Verfassers nicht wohl daran gethan, jenes ihm zu diskretem Gebrauch überlassene Schriftstück aus den Händen zu geben. Denn wenn er auch gegen seine eigene Vergangenheit sich oft unempfindlich zeigte, so konnte er doch nicht wissen, ob Lenz und die übrigen im Tagebuch auftretenden Personen dieselbe Gesinnung geteilt haben würden. Lenz hatte Gœthe diese Papiere anvertraut. Demnach musste letzterer das Tagebuch entweder Lenz zurückgeben oder aber unter Verschluss halten, nicht aber zu eventueller Veröffentlichung an Schiller übersenden.

Es war freilich die Zeit, in welcher Schiller Mühe und Not hatte, den Stoff für die «Horen» zusammenzubringen. Da-

mals, den 17. Januar 1797[1] schrieb er aus Jena an Gœthe in Weimar.

«Fällt Ihnen etwas von der Lenzischen Hinterlassenschaft in die Hände, so erinnern Sie sich meiner. Wir müssen alles, was wir finden, für die Horen zusammenraffen.»

Gœthe antwortete den 1. Februar:[2]

«Sie erhalten auch endlich wieder einmal einen Beitrag von mir — Auch einige Lenziana liegen bei. Ob und wie etwas davon zu brauchen ist, werden Sie beurtheilen. Auf alle Fälle lassen Sie diese wunderlichen Hefte liegen, bis wir uns nochmals darüber besprochen haben.»

Darauf erwiderte Schiller am 2 Februar:[3]

«Mit der gestrigen Sendung haben Sie mich recht erquickt, denn ich bin noch nie so in Not gewesen, die «Horen» flott zu erhalten, als jetzt. Die Lenziana, soweit ich bis jetzt hineingesehen, enthalten sehr tolles Zeug, aber die Wiedererscheinung dieser Empfindungsweise zu jetzigen Zeiten wird sicherlich nicht ohne Interesse sein, besonders da der Tod und das unglückliche Leben des Verfassers allen Neid ausgelöscht hat, und diese Fragmente immer einen biographischen und pathologischen Werth haben müssen.»

Wie weiterhin aus dem Briefwechsel[4] ersichtlich, verwirklichte Gœthe den angekündigten Besuch bei Schiller am 12. Februar 1797. Sie haben sich damals unzweifelhaft schlüssig gemacht, welche Lenziana veröffentlicht werden, welche unveröffentlicht bleiben sollten. «Den Waldbruder» brachten die Horen 1797, «die Liebe auf dem Lande» der Musenalmanach 1798, das Tagebuch jedoch blieb liegen, wie Urlichs Seite 255 meint: weil die Horen damals eingingen. Ich darf wohl diese Ansicht nach jener stattgefundenen Besprechung für willkürlich erklären. Besser begründet ist die Annahme: weil Gœthe und Schiller das Tagebuch nach Form und Inhalt als zur Veröffentlichung ungeeignet erachteten.

In der That ist das Tagebuch, selbst wenn wir von seiner unreifen Form absehen, auch inhaltlich ein seltsames Machwerk. Der Dichter ist wohl der Letzte, der ein Tagebuch mit geschichtlicher Treue zu führen vermag. Und nun gar ein Lenz,

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Gœthe, 4. Aufl. Stuttgart 1881 Bd. I, nr. 267.

[2] Ebendas. nr. 273. [3] nr. 274. [4] nr. 279.

in dessen übergeistiger und überreizter Einbildungskraft sich augenblickliche Eindrücke leicht zur Karrikatur verzerrten, da ihnen ruhige Ueberlegung zur Verarbeitung mangelten. Sein neuester Herausgeber A. Sauer urteilt ganz treffend[1]: «Wenn Lenz Gefühle darstellt, die er selbst bereits überwunden, oder wenn er eines seiner flüchtig hingeworfenen Gedichte überarbeitet: dann gelingt ihm Vollendetes.» Dieses Urteil lässt das in augenblicklicher Erregung hingeworfene Tagebuch als ein Werk von sehr zweifelhaftem Werte erscheinen.

Ich lege hier kein Gewicht auf jene eingestreuten Excurse, die Urlichs[2] tadeln zu müssen glaubt, die mir aber den Beweis verstärken, dass jene Blätter niemals zur Veröffentlichung bestimmt waren, ich spreche nur von der Charakteristik der Personen und dem Gang der Erlebnisse.

Sich selbst hat Lenz wie im Waldbruder mit vernichtender Offenheit als einen gutmütigen Narren hingestellt. Lenz kannte sich zu gut, um hier nicht nach dem Leben zu kopieren. Auch hier tritt wie in jenen Gedichten das Widerspiel egoistischer und selbstloser Tendenzen zu Tage. «Gott, der du meine Absichten siehest und dass ich sie nur glücklich will und dass für ihr Glück zu sterben mir der angenehmste Augenblick meines Lebens sein würde, du musst mir zu Hülfe kommen».[3] Die Lauterkeit dieses Stossgebetes wird durch die vorangegangenen Liebesscenen mit Araminta einigermassen getrübt, welche der dem abwesenden Freunde geschuldeten Treue nicht gerade entsprechen.

Und doch muss man sagen, dass Lenz, von dem selbst ein unparteiischer Zeuge wie Klinger behauptet,[4] «er sei in ewiger Dämmerung» manche Errungenschaft seiner Liebe in sein Tagebuch verzeichnete da, wo er offenbar von Cleophes übersprudelnden Neckereien gründlich zum besten gehalten worden ist. Ein Beispiel[5] genüge für viele.

Cleophe hatte ihn auf der Fahrt zur Weinlese zur Strafe für einen unpassenden Scherz in einem Knittelverse vor den Eltern und dem zukünftigen Schwager «einen Narren» genannt, ihm den Tressenhut des Schwagers aufgesetzt und strengstens

[1] Stürmer und Dränger II, S. VI.
[2] S. 259.
[3] Tagebuch S. 283.
[4] M. Rieger, Klinger S. 149.
[5] Tagebuch S. 278.

anbefohlen, ihr nie wieder, ohne fer à cheval friesiert zu sein, unter die Augen zu treten. Schliesslich that es ihrem guten Herzen doch leid, mit dem Armen so verfahren zu sein. Aber neckisch wie immer, tritt sie in den Reben nahe an ihn heran und singt plötzlich mit der süssesten Naivetät ganz leise, ihn «göttlich anlächelnd, eine Arie aus dem letzten Konzert: Harre auf Gott — Gott mein Gott — wie ein Hirsch schreyet nach frischem Wasser, so schreyet meine Seele Gott zu dir. Was betrübst du dich meine Seele und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott.»

Und Freund Lenz? Anstatt diese Anhimmelung als das anzusehen, als was sie uns noch nach 100 Jahren erscheint, nämlich als einen Erguss toller Mädchenlaune, nimmt dieselbe für ein unzweideutiges Zeichen aufrichtigster Zuneigung, das ihm noch bei späterer Erinnerung an das Erlebnis die Rührung abnötigt: «O Gœthe, hier lass mich die Feder weglegen und weinen!»

Ein Autor, der so, wie hier Lenz, die innerste Gesinnung der Menschen verkannte, kann auch in der Charakteristik derselben, vor allem in der Erzählung angeblicher Liebeserfolge nur geringen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben. In der That widerspricht der Charakter der Heldin in Lenzens Tagebuch so sehr der geschichtlichen Ueberlieferung, wie dieselbe in der Familie noch heute erhalten ist, dass wir die Lenz'sche Darstellung mit Erich Schmidt, welcher von einer «romanhaften Beichte» redet, für dichterisch gefärbt erklären müssen.

Zunächst bemerken wir, dass der gesellschaftliche Verkehr in jener Zeit ein viel freierer war als heutzutage, wodurch manches Vorurteil von selbst verschwindet. Ihrer Reize bewusst war Cleophe ohne Zweifel, was bei ihrer grossen Schönheit und den glücklichen Verhältnissen, in denen sie erzogen, nicht zu verwundern ist. «Je me porte bien», pflegte sie noch in späteren Jahren mit graziöser Verbeugung zu antworten, wenn Jemand sie nach ihrem Alter fragte. Ihre Schwester Katharina, welche das Herz des «guten»[1] Ott verschmähte, wird von Lenz in der «Katharina von Siena» als die von Genüssen ersättigte Tochter des Glücks hingestellt.

Das Selbstgefühl der beiden Schwestern wurde durch den Reichtum und das Ansehen der Familie genährt. Juwelier Fi-

[1] A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 54. 56; Der Aktuar Salzmann S. 91. Urlichs Tagebuch S. 290.

bich lieferte Pretiosen an die deutschen Prinzen und Adligen des Oberrheins. Er war Mitglied des Rates; seinen Namen finde ich fast in jedem Bande der Kontraktstube jener Zeit bei Obligationen und Käufen von grossem Werte. Kein Wunder, wenn Katharina an Huldigungen ersättigt wurde, wenn sich Cleophe auf einen adligen Bräutigam Hoffnung gemacht hatte. Ein anderes Urteil darf aber nach den übereinstimmenden Angaben ihrer Familie, welche mir ganz unbefangen, ohne Ahnung von der Existenz des Tagebuches und den Beziehungen ihrer Grosstante zu dem Dichter Lenz, ihre Mitteilungen machte, gewiss nicht über sie gefällt werden. Im Gegenteil wird ihr Andenken von ihren Verwandten als dasjenige einer Dame von vortrefflichster Gesinnung sehr hoch gehalten.

Auch Lenz nennt sie in dem Gedicht «An Seraphine» selbst da, wo er sich beleidigt glaubt, «die Gerechtigkeit und Güte selbst». Dass sie Herz und Verstand auf dem rechten Fleck besass, beweist der Stammbucheintrag. Cleophe verbittet sich die Bewerbung des Dichters, erinnert ihn daran, dass er dem abwesenden Freunde die Treue schlecht lohne, und erklärt mit jungfräulichem Stolze, dass sie ihrem Freunde die Treue unerschütterlich bewahren werde. Gern erfüllt sie des Dichters Wunsch, das neue Stammbuch durch ihre Handschrift einzuweihen. Da sie aber Freund Lenz kennt, vermeidet sie es, sich mit ihrem Namen zu unterzeichnen; denn wer stand ihr dafür, wohin einst das Album bei dem unsteten Wandel des Dichters gelangen würde.

Dieses Benehmen zeigt den sichern Takt eines Mädchens, welches trotz aller Ausgelassenheit doch Besonnenheit genug behält, die Folgen ihrer Handlungsweise im voraus zu berechnen. Dass Cleophe richtig vorausgesehen, hat die Zukunft bewiesen. Das Stammbuch Lenzens mit 21 ausgerissenen Blättern und nur 4 Eintragungen ist ein Sinnbild des zerrissenen Dichterlebens. Die Braut des Barons v. Kleist hatte daher sehr wohlgethan, ihren Namenszug nicht dem blinden Ungefähr anzuvertrauen.

Cleophes Charakter gewinnt in unsern Augen noch mehr, wenn wir ihre späteren Lebensschicksale erfahren. Sie hält dem Verlobten die Treue, selbst als dieser sie gebrochen hat. In der Revolutionszeit erfolgte der Zusammenbruch des Fibich'schen Geschäftes, der noch heute in der Familie unvergessen ist. Juwelen, so heisst es, waren deutschen Prinzen geborgt und

nicht bezahlt worden; wie viele Kapitalien mögen damals beim Ausbruch des Revolutionskrieges für Strassburg verloren gegangen sein! Nach dem Sturz des Geschäftes zog der alte Fibich mit Cleophe in das Häuschen an den Gedeckten Brücken, wo er am 28. Sept. 1795 in der Pflege der Tochter starb. Cleophe besorgte ihr kleines Anwesen, Haus und Gärtchen, ohne Magd. Kam fremder Besuch des Morgens zu ihr, so pflegte sie zu sagen: die Dame sei nicht zu Hause, man möchte nachmittags wieder kommen.

Eine interessante Geschichte ihrer Erlebnisse während der Schreckenszeit ist uns leider nur in den Hauptzügen erhalten. Ihr Bruder, Maler Johann Philipp, hatte sich zwar mit voller Begeisterung der Revolution in die Arme geworfen, aber infolge des Einflusses, den Cleophe auf Eulogius Schneider zu gewinnen wusste, manches Opfer, besonders Geistliche, dem Verhängnis entrissen. Von diesen ist besonders Pfarrer Küss an Alt St. Peter zu nennen, der stets erklärte, dem Bruder der Cleophe sein Leben zu verdanken.

Cleophes Bruder wurde später selbst auf Befehl der Konventskommissare verhaftet und mit tausend andern Opfern nur durch den Sturz Robespierres vom Schafott errettet. Am 10. Dez. 1804 starb er in verhältnismässig frühem Alter, mit Hinterlassung eines einjährigen Töchterleins, das er der besonderen Pflege seiner heissgeliebten Schwester empfahl. In einem geheimen Schubfache fand sich nebst anderen kleinen Reliquien, z. B. Haaren der Cleophe, ein Recept, auf dessen Rückseite der Sterbende mit Bleistift die erschütternden Worte gekritzelt hatte: «Liebes Clevel ich hätte es nicht nöthig gehabt Dir dessen gutes Herz ich kenne zu bitten mein armes tröpflein nicht zu verlassen dass bitt dich dein sterbender bruder Fibich.»

Cleophe hat den Wunsch des Sterbenden getreulich erfüllt. Von ihr wurde die Nichte erzogen, welche im Jahre 1873 gestorben ist. Wäre sie noch am Leben, so hätten wir aus ihrem Munde die ergiebigsten Mitteilungen über die Vergangenheit zu erwarten, deren Kunde ich nur noch in spärlichen Resten zu sammeln vermochte.

In den Armen dieser Pflegetochter starb Cleophe am Weihnachtsabend 1820. Schon am 20. Dez. hatte sie ein Brustfieber befallen, als sie, vom Schnee durchnässt, nach Hause kam. «Meine Mutter war klein und schwach, erzählte mir die Grossnichte Cleophes, und die Tante sehr gross und stark. In der

Hitze des Fiebers wollte sie immer fort; es waren für meine Mutter schreckliche Tage und doch ihr Tod das Ende ihres Glücks.»

Soweit die geschichtlich beglaubigten Nachrichten von dem späteren Leben Cleophes, welche alle von der Vortrefflichkeit ihres Charakters Zeugnis ablegen. Was wollen auch die wirren Mitteilungen des Tagebuchs gegenüber dem eigenen Bekenntnisse des Dichters bedeuten. Es war im Winter 1775, als Lenz bei Frl. König geistreiche Briefe der Fräulein Henriette Waldner von Freundstein erhaschte, die in ihm eine neue Schwärmerei entzündeten. Damals den 28. Okt. 1775 schrieb er die Verse:

Die Todeswunde tief in meiner Brust,
Um euch nicht zu betrüben,
Ihr Freunde, die mich lieben,
Steh' ich und lache Lust.

Stille Freuden meiner Jugend
Ach, wo seid ihr hin?
Seit ich nicht mehr in die Tugend,
Nein, in mehr verzaubert bin!

Diese bereits oben citierten Verse schliessen die Araminta-Liebe des Dichters versöhnend ab.

Als unparteiischen Zeugen für Cleophes trefflichen Charakter können und müssen wir schliesslich Gœthe selbst herbeirufen. Schon oben stellten wir die wohlgegründete Behauptung auf, dass Gœthe die Jugendfreundin seiner Friederike persönlich gekannt habe. Dass er sein Urteil über Cleophe nicht auf das Tagebuch, sondern auf eigene Anschauung gegründet habe, beweist vor allem seine Beteuerung: Lenz und die übrigen Bewerber hätten ihr nur zu Scherz und Unterhaltung gedient. Diesen Schluss kann Gœthe nicht aus dem Tagebuch gewonnen haben, in welchem Cleophes Benehmen gegenüber ihrem zukünftigen Schwager von dem eifersüchtigen Lenz in zweideutigem Lichte dargestellt wird, sondern nur aus eigener Wahrnehmung bei Gelegenheit seiner Strassburger Besuche im Sommer 1775, bei welchen er, von Lenz in das Fibich'sche Haus eingeführt, sich von der Lage der Dinge unparteiisch überzeugen und das «kostbare Herz» der neckischen Cleophe schätzen lernen konnte.

3. Die Soldaten, eine Komödie 1776.

Die Zukunft Cleophe Fibichs beschäftigte den Dichter noch die ganze übrige Zeit seines Strassburger Aufenthaltes, wenn sich auch seine Herzensneigung Fräulein Henriette Waldner von Freundstein zuwandte.

Als Frucht jener Sorge müssen seine «Soldaten» angesehen werden, die Lenz im Sommer 1775 vollendet zum Druck an Herder sandte. In ihnen wandte sich Lenz, wie denn die Dramen der Sturm- und Drangperiode mehr politische Pamphlete als dramatische Muster sein sollen, erbittert über das Benehmen des Herrn v. Kleist, gegen den ganzen privilegierten Stand der Soldaten, als den geborenen Feind bürgerlicher Tugend und Wohlfahrt. Aus diesem Grunde wäre es falsch, wollte man in dem Gang des Lenz'schen Dramas den Verlauf der Kleist-Fibich'schen Angelegenheit erblicken. Lenz gesteht selbst in seinen Briefen an Herder,[1] dass er nur einige Details der Wirklichkeit entlehnt, das Uebrige, mit andern Worten, den tragischen Ausgang, «zusammengelogen» habe. Aber selbst wegen der Benutzung jener wenigen Details hatte Lenz gegründete Angst, er möchte durch voreilige Veröffentlichung des Stückes das Lebensglück Cleophes, das damals noch gesichert schien, mutwillig zerstören.

Wenn man etwas zur Entschuldigung des Dichters anführen will, so ist es der Umstand, dass derselbe mit einer unverantwortlichen Anspielung an familiäre und lokale Strassburger Ereignisse nicht allein stand.

Wie die Lyrik jener Periode echte Gelegenheitslyrik war, so ging auch das Drama, wie wir sahen, in einer bis jetzt kaum geahnten Weise von thatsächlichen Erlebnissen aus. Die Lehre Gœthes: «Greift nur hinein ins volle Menschenleben und wo ihr's packt, da ist es interessant,» wurde schon damals nur zu wörtlich befolgt.

Ich bin hier genötigt, ein anderes Strassburger Drama des Jahres 1776, Wagners «Kindsmörderin», zum Vergleich heranzuziehen, welches bekanntlich an Lenzens Soldaten anklingt[2] und sich noch weniger als jenes scheut, eine ehrenhafte Strassburger Bürgersfamilie auf der Bühne bloszustellen.

[1] Aus Herders Nachlass I, S. 239.

[2] Vgl. Erich Schmidt, Heinr. Leop. Wagner. 1879 S. 87 ff.

Da die Einzelheiten dieses Dramas noch von keinem Historiker urkundlich festgestellt sind, habe ich mich dieser Mühe unterzogen und füge die Ergebnisse meiner Forschungen hier vergleichsweise bei:

Die Kindsmörderin spielt in der Nikolaus-Pfarrei. «Bist du nicht der Hans Adam, der Bettelvogt daneben im Bocksgässel,» fragt Metzgermeister Humbrecht einen der Fausthämmer (Akt V) und bezeichnet damit jenes Gässchen am Nikolausstaden Nr. 5, welches noch heute den von dem anstossenden adligen Hof der Familie Bock von Bläsheim herrührenden Namen trägt.[1]

«Ich frage dich, ob du der nämliche bist, der vergangenes Frühjahr ein armes Kind von fünf Jahren vor Bäcker Michels Thür unter der grossen Gewerbslaub zu Tod geprügelt hat?» fährt der erzürnte Meister fort. Nach dem Kontraktbuch des Strassburger Stadtarchivs a. 1771 fol. 76b «verkaufte Jakob Michel, der Burger und Weissbeck, an Georg Ludwig Schlag den Jüngern, Vöchhändler und Burger, seine zu Strassburg unter der Grossen Gewerbslaub bestehende Behaussung.»

Gröningseck ist «Baieroffizier» von dem damals in Strassburg garnisonierenden Fremdregimente Royal Bavière.[2] Sehnsüchtig wird er am Abend von Evchen erwartet (Akt IV), «die Thore sind längst zu» bemerkt sie traurig. «Wer weiss, tröstet die Mutter, kommt er nicht zum Judenthor herein? Es hat ja noch nicht eilf geschlagen!» Nach dem Tagebuch des Erbprinzen Karl August zu Sachsen-Meiningen wurden die Thore Strassburgs im Sommer um 10 Uhr geschlossen, nur das nach dem Contades, einer öffentlichen Promenade, gelegene Judenthor blieb der Spaziergänger wegen bis 11 Uhr offen.

Major Lindsthal erzählt (Akt III) eine aus dem Leben gegriffene Episode, welche sich auf dem noch heute bekannten Café Spiegel ereignet hatte: Ein ehrlicher Schwyzer Lieutenant Wallroth von Salis hat einen andern Offizier vom Regiment Lyonnais über falschem Spiel ertappt. Schon wollen die Streitenden die Degen ziehen, als sie «vom Osterried und seinen

[1] E. Muller, Le Magistrat de la ville de Strasbourg p. 121: «Der adeliche Bockische Hof, quai St-Nicolas, 3 [heutige 6], vendu en 1685 à Dagobert Wurmser de Vendenheim.» Heute gehört der stattliche Hof der Spitalverwaltung. Das anstossende Bocksgässchen, «Rue du Bouc» (*sic*) ist heute vergittert.

[2] Vgl. die Stelle in Lenzens Brief an Salzmann vom 23. Okt. 1776: «Ist eine gewisse Excellenz von Vietinghof durch Strassburg gegangen? Er ist ein Vetter von General bei Baviere (s. A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 84).



Markörs» daran gehindert werden. Hier macht der Herausgeber A. Sauer S. 316 die gelehrte Anmerkung «Osterried, gebildet nach ital. ostiere Wirth, osteria Wirthshaus.» Dagegen bemerke ich: Osterried ist ein in vielen Pfarreien des vorigen Jahrhunderts vorkommender Strassburger Familienname. Diesen Osterried finde ich in dem Kopulationsregister von St. Nikolaus 1768 Bd. 55 fol. 77:

«Ein Tausend Siebenhundert, acht und Sechzig Mittwoch den ersten Brachmonath sind nach ordentlich geschehenen Ausrufungen in der Kirch zu St. Nicolai ehelich eingesegnet worden H. Johann Osterried, der ledige Caffesieder und Burger allhier, weyl. H. Johann Daniel Osterried gewesten Caffeesieders und Burgers allhier, mit dessen hinterlassener Wittib Frau Elisabetha, geborner Gaccon, nunmehro H. Philipp Jacob Dürr, des Caffesieders und Burgers allhier, Ehefrau, ehelich erzeugter Sohn und Jungfer Catharina Friederica, H. Johann Jacob Vogt, des Lang Messerschmidts und Burgers allhier, mit dessen Ehefrauen Catharina Margaretha geborner Hattin ehelich erzeugte Tochter.»

Noch heute kennt jedes Strassburger Kind jene an der Ill gelegenen Türme, die unter dem Namen der anstossenden Ponts Couverts damals als Militärgefängnis dienten und auch jenen falschen Spieler aufnahmen.

Der Wasserzoll und die Metzgerau, das (Wilhelmer) Kloster und die Klauskirche, das Hotel zum Raben, die Metzig und das Raspelhaus, die Waschbritschen auf der Ill und die Lange Strasse sind bekannte Strassburger Oertlichkeiten.

Was wird man aber dazu sagen, wenn ich auch Metzgermeister Humbrecht unter der französischen Endung Humbert und verändertem Vornamen aus eben jenen Registern der Nikolauspfarrei beschwöre!

Kopulationsbuch von St. Nicolaus 1746 Bd. 54 fol. 76[b]: Mittwoch 2 Martii wurden in den Stand der h. Ehe nach zweimahl vorherbeschehener Proclamation eingesegnet:

Valentin Humbert der ledige Metzger und Burger allhier Johann Georg Humbert des Hufschmids und Burgers zu Hatten hochfürstl. Hessen-Hanauischer Herschaft ehel. Sohn, und

Jgfr. Maria Elisabetha weyl. H. Johann Friedrich Pfeffinger gewessten Metzgers und Burgers allhier, hinterlassene ehel. Tochter.

Meister Humbert starb am 1. Prairial XI (21. mai 1803)[1] im Alter von 83 Jahren 7 Monaten. Da er mithin 1719 geboren

[1] Sterberegister Bd. 282 fol. 172.

st, trifft es genau mit der Entstehungszeit des Dramas, anfangs der siebenziger Jahre, zusammen, wenn er in demselben (Akt II) sich rühmt. «Ich bin 50 Jahr mit Ehren alt geworden, hab' keinen Ball gesehen und leb' doch noch.»

Nach diesen Uebereinstimmungen ist keinen Augenblick daran zu zweifeln, dass Wagner den lebenden Metzgermeister in seinem Drama copiert hat. Wie hätte auch sonst der in der Charakteristik der übrigen Hauptpersonen durchaus nicht tadelfreie Autor eine so lebenswahre, köstliche Figur schaffen können, welche noch dadurch unser besonderes Interesse erweckt, da sie manche Züge zum Musikus Miller in Schiller's Kabale und Liebe geliefert hat.[1]

Da somit alle übrigen Details des Wagner'schen Stückes in Strassburg nachweisbar sind und Metzgermeister Humbrecht wirklich gelebt hatte, so konnte ich nicht anders denken, als dass Evchen Humbrecht wirklich das Prototyp zu Gretchen im Faust, wirklich jene von Wagner dramatisierte Kindsmörderin gewesen sei. Wie hätte es sonst Wagner wagen können, eine unbescholtene Strassburger Bürgersfamilie ins Gerede der Leute zu bringen. Allein wie erstaunte ich, als ich der Reihe nach die Geburts- und Sterbeakten der Kinder des Metzgers Valentin Humbrecht auffand, ohne meine Vermutung bewahrheitet zu sehen.

Ausser einem gleichnamigen Sohne, der den 7. Jan. 1752 geboren ward[2] und 1785 heiratete,[3] hatte Metzger Humbrecht zwei Töchter, von denen die jüngere, Maria Magdalena, geb. 27. Juli 1748[4] bereits am 6. März 1751 starb,[5] die ältere Susanna Dorothea, geb. d. 14. Nov. 1746[6] als Wittwe des Eigentümers Georg Friedrich Gerold d. 8. Sept. 1818[7] das Zeitliche segnete. Da andere Kinder des Metzgers Humbrecht in sämmtlichen Pfarreibüchern Strassburgs nicht vorkommen — übrigens ist auch die Mutter erst am 15. Okt. 1785[8] gestorben — so ist das Verbrechen in jene Familie hineingedichtet.

Wagner hat sich also nicht gescheut, eine wackere Strassburger Bürgersfamilie auf der Bühne zu prostituieren. Auch scheint

[1] Vgl. Erich Schmidt, H. Leop. Wagner 1879 S. 86.
[2] Geburtsregister von St. Nicolaus Bd. 114 fol. 404b.
[3] Kopulationsregister von St. Nicolaus Bd. 56 fol. 118b.
[4] Geburtsregister von St. Nicolaus Bd. 114 fol. 243.
[5] Sterberegister von St. Nicolaus Bd. 97 fol. 22b.
[6] Geburtsregister von St. Nicolaus Bd. 114 fol. 160.
[7] Sterberegister a. 1818 fol. 334a.
[8] Sterberegister von St. Nicolaus Bd. 101 fol. 113b.

ihm nach dem Wortlaut des Protokolls der Deutschen Gesellschaft vom 18. Juli 1776 «Hr. Wagner las mit vielem Beifall ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, die Kindesmörderin,» niemand seiner Freunde Vorhaltungen deshalb gemacht zu haben.

Wie Wagner mit der Familie Humbrecht, so verfuhr Lenz gleich rücksichtslos in den «Soldaten» mit der Familie Fibich. Was anders berechtigte Lenz eine solche Katastrophe der Marie Wesener (Cleophe Fibich), zu ersinnen als seine dichterische Phantasie. Dass Baron v. Kleist sein Eheversprechen nicht erfüllte, war schlimm genug, aber kein Vorwurf für die Familie Fibich.

Lenz und Wagner sahen übrigens selbst ein, dass sie mit der Anspielung an persönliche Verhältnisse das erlaubte Mass überschritten hatten und verliessen deshalb Strassburg so bald als möglich. Am 1. April 1776, noch bevor die «Soldaten» gedruckt waren, traf Lenz in Weimar ein und vermied es auch später, Strassburg zu berühren; Wagner, der am 28. Aug. 1776 in Strassburg promovierte, legte bereits am 21. Sept. zu Frankfurt den Advokateneid ab und verheiratete sich ebendaselbst am 7. Okt. 1776.[1] So haben sich beide Dichter den ihnen in Strassburg drohenden Unannehmlichkeiten rechtzeitig entzogen.

Aber wenn schon Lenz in seinen Briefen an Herder Gewissensbisse darüber bezeigte, die Rücksicht auf die ihm so befreundete Familie Fibich verletzt zu haben, so ist es doch noch viel schlimmer, dass der sonst so bedächtige Aktuarius Salzmann, der ebenfalls mit Fibichs bekannt war,[2] in seinem Eifer für pädagogische Reform in der so gelesenen Wochenschrift «der Bürgerfreund» unter der bezeichnenden Ueberschrift «Fragmente zur Strassburger Kinderzucht» den Strassburger Spiessbürgern einen zusammenhängenden Auszug aus den eben erschienenen «Soldaten» auftischte[3] und den Abdruck so zerlegte, dass jene gewiss stadtbekannte «Promesse de mariage» S. 576 jedem Leser unmittelbar vors Auge gerückt wurde.

Die Ueberlieferung sagt uns nicht, ob Salzmann wegen dieser Veröffentlichung Unannehmlichkeiten hatte. Verdient hätte er sie ebenso gut wie Lenz, und wenn es nicht geschah, so hatte er diese Unterlassung seinem Alter und seinem Ansehen zu danken.

[1] Erich Schmidt, Heinr. Leop. Wagner 1879 S. 20 ff.

[2] s. Tagebuch S. 276.

[3] 1776, S. 569-576, 585-593.

Wir begnügen uns durch unsere Forschungen festgestellt zu haben, dass weder in der Familie Humbrecht noch in der Familie Fibich irgend eine Thatsache vorgekommen sein kann, die jene Katastrophe der Eva Humbrecht oder der Cleophe Fibich (Marie Wesener) begründen könnte. Ohne Zweifel liegt hier, wie schon Erich Schmidt vermutet hat,[1] ein zweites, bisher nicht festgestelltes Ereignis zu Grunde, das damals in Strassburg allgemeine Teilnahme erregte und Gœthes Gretchentragödie, Wagners Kindsmörderin, Lenzens Soldaten und Zerbin beeinflusste. Dies zu entdecken, ist nicht unmöglich, aber da die Strassburger Tribunalakten jener Zeit im Bombardement von 1870 zu Grunde gegangen sind, eine sehr umständliche Untersuchung, welche den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten würde.

Der nächste Zweck dieser geschichtlichen Forschung bestand darin, eine der Lenz'schen Musen, Cleophe Fibich, welche der Dichter unter dem Namen Araminta verherrlichte, der Vergessenheit zu entreissen. Wenige Jahre vielleicht, und selbst ein schärferes und glücklicheres Auge würde vergeblich nach ihr gespäht haben, die nun für alle Zeiten in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes leibt und lebt.

Wie aber jede selbständige Einzelforschung auch allgemeinen Wert erhält, so war mit dieser Wiedererweckung auch eine Untersuchung und Kritik des Gœthe'schen Urteils über Lenz verbunden.

Gœthes Urtheil lautet:[2]

«Lenz hatte einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne dass er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm beständig zur Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Hass waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkührlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer selbst; und so hat er niemandem, den er liebte, jemals genützt, Niemandem, den er hasste, jemals geschadet, und im Ganzen schien er nur zu sündigen, um sich zu strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.»

[1] Lenz und Klinger S. 41.
[2] Dichtung und Wahrheit III, 1 S. 144.

Lavater urteilt etwas anders über Lenz. Am 7. Okt. 1775, nachdem kurz zuvor Gœthe bei ihm eingesprochen und möglicher Weise sein Urteil beeinflusst hatte, schreibt er an Rœderer über ihn.[1]

«Ich kannte seinen Geist der Intrigue und seine Zerstörungskraft nicht Ich sagte immer nur von ihm: «Er verspritzt fast vor Genie.»

Lavater ist also von Hause aus gesonnen, Lenzens Neigung zur Intrigue nicht als einen Ausfluss bösen Willens, sondern als ein Spiel seines überreichen und überreizten Geistes anzusehen.

Wir schliessen uns diesem Urteil Lavaters, der Lenz aus persönlichem Umgang mindestens ebenso gut wie Gœthe kannte, gerne an. Gœthes Urteil dagegen wird Lenz nicht ganz gerecht, denn einmal rechnet er ihn nicht zu den «redlichen» Seelen, andererseits spricht er seiner Neigung zur Intrigue, die er selbst zweck- und selbstlos nennt, jeden bösartigen Charakter ab.

Aus diesen Gründen werden die von Gœthe aufgestellten «Prämissen»[2] von einem künftigen Biographen des Dichters Lenz nur mit Vorsicht zu benutzen sein. Ueberdies hat Gœthe in seiner Charakteristik viel zu sehr auf das Persönliche, anstatt auf die Bedeutung Lenzens im Drama und besonders in der Lyrik Gewicht gelegt. Lenzens Verdienste gerecht zu würdigen, wird allerdings nur nach einer Herausgabe des gesammten handschriftlichen Materials möglich sein. Allein auch ohne dieses dürfen wir heute schon die allgemeine Behauptung aussprechen:

Wer wie Gœthe den Grundcharakter jener für Deutschlands geistige Entwickelung so bedeutenden Sturm- und Drangperiode nebensächlich dahin charakterisiert:[3]

«Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von aussen und von anderen keine Not hatte, an der Tagesordnung war und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte,»

der beweist, dass er, auf der Höhe künstlerischer Vollendung angelangt, das richtige Verständnis einer entschwundenen Zeit gewaltiger geistiger und socialer Gährung, obwohl er einst von ihr selbst ergriffen war, längst — überwunden hatte.

[1] A. Stœber, J. G. Rœderer u. seine Freunde S. 86.
[2] Dichtung und Wahrheit III, 14 S. 146: «Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen seinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen.»
[3] Ebendas. III, 14 S. 143.

ANHANG.

Das echte Gœthe-Haus am Alten Fischmarkt Nr. 36 in Strassburg.[1]

Zu französischer Zeit besass Strassburg kein Denkmal der Erinnerung an den Altmeister deutscher Dichtkunst. Erst mit Wiedergewinnung des Reichslandes bildete sich ein Comité zur Errichtung einer Gedenktafel. Am 6. Aug. 1871 war der hundertjährige Gedenktag der Promotion Gœthes in Strassburg. Am 9. August wurde deshalb eine Gœthe-Feier veranstaltet, bei welcher der ehrwürdige Archivar Ludwig Spach die begeisterte Festrede hielt. Anknüpfend an die Gründung einer neuen Universitätsbibliothek, sagte der Redner: «Indem wir die Inauguration der neuen Schöpfung mit Gœthes Andenken verbinden und an der Wohnung, die er auf dem Fischmarkt inne hatte, eine Gedenktafel stiften, errichten wir ihm ein Monument, dessen er in der Fülle seiner Glorie, im hohen Chore der Ruhmesbasilika, wohl entbehren kann, das aber als Abschlagszahlung unserer Schuldverschreibung gelten mag.»

Am 13. Aug. darauf lesen wir in der Strassburger Zeitung: Aus Anlass der Gœthe-Feier am 9. August ist an dem Hause Nr. 16 an dem Alten Fischmarkt zur Erinnerung an einen bedeutungsvollen Lebensabschnitt des grossen deutschen Dichters eine Marmortafel angebracht worden mit der Inschrift: Hier wohnte Gœthe 1770—1771.

Schon längst waren in mir Zweifel entstanden, ob Gœthe in dem angegebenen Hause gewohnt haben konnte, besonders da der Eigentümer keine auf die Echtheit bezüglichen Dokumente aufzuweisen hat und auch keines der noch heute lebenden Comitémitglieder die Gründe zu nennen vermag, die gerade für jenes Haus entschieden haben.

1 Dasselbe wird demnächst auf meine Veranlassung mit einem Medaillon Goethes und einer Inschrift gekennzeichnet werden.

Ohne Zweifel hat man sich damals durch die Angabe bei Piton, Strasbourg illustré I Seite 141 leiten lassen: Gœthe logeait dans la maison du boulanger, rue du Vieux-Marché-aux-Poissons, vis-à-vis du café de la Mauresse, ohne zu bedenken, dass Piton, der von Haus aus kein kritisch geschulter Forscher, sondern nur ein fleissiger Dilettant war, in solchen Dingen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist.

Jene heutige Nr. 16 ist nach der amtlichen, bei Levrault 1858 erschienenen Vergleichungstabelle der Mairie[1] die alte Nr. 84. In diesem Hause war während dieses Jahrhunderts nach Ausweis des Katasters stets eine Bäckerei. Auch in dem ältesten Grundbuche des Katasteramtes, demjenigen von 1791, wird als Eigentümer desselben «Philipp Reumann boulanger» aufgeführt. Gehen wir weiter rückwärts, so waren nach dem Zinsbuch y des Stadtarchivs Bd. II fol. 489b Besitzer desselben[2] zwischen 1740 und 1790 der Reihe nach: Georg Kilian, Joh. Michael Stahl, David Kilian und jener eben genannte Bäcker Johann Philipp Reumann.

David Kilian, der Weissbeck, kaufte das Haus laut Kontraktbuch fol. 288a im Jahre 1760, bei welcher Gelegenheit eine auch im Zinsbuch angeführte Allmendabgabe von 5 Schilling für den Brodladen erwähnt wird. Wir haben es also hier mit einem alten Bäckerhause zu thun und würde Gœthe bei Bäcker Kilian oder Reumann gewohnt haben müssen, hätte er wirklich 1770—1771 in dem heutigen Hause Nr. 16 sein Logis gehabt. Dagegen hat er sich eigenhändig in das im Thomasarchiv aufbewahrte Universitätsregister eingetragen:

« Joannes Wolfgang Gœthe Mœno—Francofurtensis. Logiere bey Herrn Schlag auf dem Fischmarkt. d. 19. Aprilis. »

Ausser Pitons Angabe giebt es nun in der Literatur noch eine zweite über Gœthes Wohnung, welche, wie ich sehe, in v. Loepers Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit[3] sowie in

[1] Tableau concernant l'Etat ancien des Inscriptions des rues et du Numérotage des Maisons, publié d'après les documents fournis par l'Administration municipale. Strasbourg 1858.

[2] Zur Kontrolle bemerke ich, dass das Zinsbuch c des Stadtarchivs die im Zinsbuch y angegebene Hausnummer 220 in 84 umsetzt. Diese Nr. 84 ist dann in jener 1858 erschienenen Tabelle in Nr. 16 verwandelt. Diese Bemerkung bezieht sich auch auf alle späteren Citate des Zinsbuches y. Wir haben demnach in Strassburg seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis heute 3 verschiedene Numerierungen der Häuser zu verzeichnen.

[3] Anmerk. 322.

des Engländers Lewes Gœthebiographie[1] übergegangen ist. Aug. Stœber nämlich sagt in seiner Schrift über den Aktuar Salzmann 1855 S. 20: «Gœthe wohnte auf dem Alten Fischmarkt Nr. 80.» Diese Nummer bestand schon im vorigen Jahrhundert nach Ausweis des Grundbuches von 1791 aus 2 Häusern, der heutigen Nr. 26 und Nr. 24.[2] Ich habe die mir gütigst von den Eigentümern zur Einsicht gestatteten alten Kaufbriefe dieser beiden Häuser geprüft, fand aber, dass Haus 26 am 28. Juli 1742 von Gambs an Recop und Haus 24 am 2. Okt. 1749[3] von Mosseder an Recop verkauft worden ist, welcher Kaufmann Recop auch noch im Kataster von 1791 als Besitzer beider Häuser erscheint. Von einem Schlag war auch hier keine Spur zu finden.

Dagegen fand ich den Namen Johann Ludwig Schlag in jenem von 1740 bis 1790 reichenden Zinsbuche y als Besitzer zweier Häuser am Alten Fischmarkt, der Numern 85 (heutige 14) und 74 (heutige Nr. 36 nördliche Hälfte).

Als Besitzer der Nr. 85 werden Bd. II fol. 489a der Reihe nach aufgeführt Joh. Jac. Schwingen Erben, Ludwig Schlag, Fr. Margaretha Barbara Bärin und Johann Michael Barthel, der trippier.

Allein für die Anwesenheit Gœthes in Strassburg 1770 bis 1771 kommt dieses Haus nicht mehr in Betracht, da dasselbe laut Kontraktbuch fol. 42a bereits den 10. Febr. 1761 von Fr. Margaretha Barbara Bärin an den Bürger und frippier Johann Michael Barthel verkauft wurde. Diese Margaretha Barbara Bärin hatte dasselbe Haus laut Kontraktbuch fol. 418b den 2. Okt. 1753 von den Schwingischen Erben erkauft, als deren Mandatar Ludwig Schlag im Zinsbuch wohl deshalb für einige Zeit erscheint, da er nach dem Kopulationsregister der Neuen Kirche Bd. 114 fol. 168b am 12. Febr. 1738 in zweiter Ehe eine Wittwe Schwing geheiratet hatte.

Es bleibt deshalb nur das Haus Nr. 74 (heutige Nr. 36 nördl. Hälfte) übrig, welches mit absoluter Sicherheit das echte Gœthe-Haus ist.

Als Besitzer desselben erscheinen von 1740—1790 Bd. II fol. 496a der Reihe nach: Joh. Mathias Diehler, Johannes

[1] Auflage XV von L. Geiger. Stuttgart 1886 S. 70.

[2] Siehe die Vergleichungstabelle von 1858.

[3] Vergl. in den Kontraktbüchern der Jahre 1742 fol. 373a und 1749 fol. 581a die Originalien.

Meyer Säckler, Johann Ludwig Schlag sen., Maria Elisabetha Müsselin Wb. und Ludwig Claus, welcher letztere dann im Grundbuch von 1791 als Besitzer desselben Hauses Nr. 74 vorkommt.

Schon im Jahre 1751 hat Johann Ludwig Schlag sich in dieses Haus der Witwe Meyer eingemietet:

Kontraktbuch 1751 Fol. 24 b.

Erschienen Fr. Anna Margaretha Meyerin gebohrne Nonnenmacherin, diese mit beystand ihres Tochtermanns Johann Friderich Schmidthenner des Seydenfabrikanten. Die hat in gegenseyn H. Johann Ludwig Schlag des Veechhändlers angezeigt und bekannt, dass sie demselben aufrichtig und redlich verlühen, der auch auf gleiche Weiss entlehnt zu haben geständig ist, In ihrer allhier auf dem Fischmarkt, einseit neben H. Mamberger, dem Schwerdtfeger, [1] anderseit neben H Kürssner [2] uxorio nomine, hinden auf den Ullmergraben stossend, gelegene Behaussung, Erstlich unten auf dem Boden den Laden auf die gass gehend samt dem Contor, eine Kuchen und den hindersten Keller wie auch die gemeinschaft des Hofs, auf dem zweyten Stock eine Stub vornen herauss, und eine Kammer dagegen über, samt dem Bühnel so darüber, auf dem dritten Stock eine Stub aussehend wie unten und eine kleine Stub auf gedachten Graben hinaus, auf dem vierten Stock eine Kammer so in den Hof gehet und letztens die gemeinschaft derer Bühnen, und ist diese Lehnung getroffen worden auf Neun nacheinander folgende Jahre, anfangend auf nächst künftige annunc. Mariae und sich endigend auf eben solche Zeit anno 1760 um einen jährlichen Zinss von Siebenzig fünf pfund Pfennig Strassb. der quartaliter zur quart sub hypotheca speciali illatorum et invectorum und unter general verpfändung des Entlehners haab und nahrung ordentlich entrichtet werden muss, im übrigen bleybt es bei denen gemeinen Lehnungsrechten und hiesigen ordnungen. Alles getreulich und ohne gefährde. Versprochen und unterschrieben auch unterzeichnet actum den zwei und zwantzigsten Januarii Ein tausend sieben hundert fünfzig eins

Der Verlehnerin X Handzeichen
Johann Friderich Schmidthenner
Johann Ludwig Schlag.

[1] Mamberger Fourbisseur, Nicolas steht noch im Kataster von 1791 als Besitzer des Hauses Nr. 73 (heutige Nr. 38) eingetragen.

[2] Johannes Kürschner war Besitzer des Hauses Nr. 75. Das Stadt Zinsbuch y Bd. II fol. 495b gibt zwischen 1740 und 1790 als Eigentümer der Reihe nach an: Isaac Bury, Johannes Kürschner, H. Ehrenfried Bergmann, Georg Friedrich Rosa, Georg Daniel Witt, Joh. Michael Schmidt Handelsmann.

Dass aber diese Lehnung nicht im Jahr 1760 erlöschen sollte, beweist folgender dem obigen beigefügter Randakt:

Erschienen verlehnende Fr. Meyerin an einem und entlehnender Schlag am andern Theil, Beyderseits anzeigende: wie dass sie sich vorstehender Lehnung halben dergestalten mit einander verglichen, dass selbige beederseits auf die Erben gehen und im Fall die Behaussung während der Lehnungszeit verkauft würde, die Entlehnung noch ein Jahr lang vom Tag des Verkaufs an gerechnet, darinnen zu bleiben befugt seyn solle.

Act d. 25. Jan. 1751.

Der X verlehnerin Zeichen. **Johann Ludwig Schlag.**

Im Jahre 1765 hat Johann Ludwig Schlag dasselbe Haus von der Witwe Meyer gekauft:

Kontraktbuch 1765 Fol. 427 b.

Erschienen Fr. Anna Margaretha, gebohrene Nonnenmacherin, Weyl. Johann Meyer gew. Säcklers Wittib, beyständlich H. Gottfried Böhm des Goldarbeiters, mehr H. Johann Meyer der Säckler allhier, ferner Fr. Susanna Magdalena Schmidthennerin, geb. Meyerin beyständlich H. Gottfr. Böhm, Mehr Fr. Anna Dorothea, geb. Meyerin, H. Johann Daniel Ehrmann, des Perrückenmachers Ehefrau, von demselben hierzu autorisirt, und H. Philipp Jacob Baldner, der Perruckenmacher, als Ehevogt Fr. Catharinä Salome geb. Meyerin, von derselben hierzu mündlich bevollmächtiget, desswegen er de vero, rato et grato sub hypotheca bonorum cavirt, die haben in gegenseyn H. Johann Ludwig Schlag hiesigen Burgers und Veechhändlers angezeigt und bekannt dass sie samtliche Interessenten vor sich, ihre Principalin und allerseits Erben, ihme H. Schlag aufrecht, vest und unwiederruflich verkauft und zu kaufen gegeben, der auch sich und seinen Erben auf gleiche Weiss erkauft zu haben geständig ist, Eine Behaussung Höflein und Hofstatt, mit allen gebäuden, begriffen, Zugehördten, Rechten und gerechtigkeiten, allhier auf dem untern Fischmarkt, einseit neben H. Nicolaus Mamberger, gew. Schwerdfegers Wittib und Erben, anderseit neben H. Bergmann, dem Handelsmann hinten auf den Ulmergraben stossend, gelegen.

Folgen Allmendzins, Kaufsumme, Zahlungstermine und Unterschriften.

Von 1765 an war also Johann Ludwig Schlag im Besitze des Hauses Nr. 74 (heutige Nr. 36 nördliche Hälfte) am Alten Fischmarkt. Als daher laut Kontraktbuch fol. 745b Wittwe

Bergmann den 20. Dez. 1766 das anstossende Haus Nr. 75 (heutige Nr. 36 südliche Hälfte) an den Knopfmacher Georg Friedrich Rosa verkaufte, der in obigem Zinsbuch y Bd. II fol. 495 b nach Bergmann als Besitzer erscheint, wird dies Nebenhaus angegeben «allhier am Fischmarkt, gegen der Kuttelgass über, einseit neben Schlag, anderseit neben Schauer, dem Veechhändler, hinden auf den Ullmergraben stossend.» Dieser Kürschner Schauer erscheint im Zinsbuch wie im Grundbuch von 1791 als Eigentümer des Hauses 76, wodurch wiederum, wenn es noch nötig wäre, die Nummer 74 als im Besitz des Kürschners Johann Ludwig Schlag befindlich bezeichnet wird.

Ferner verkaufte der Knopfmacher Georg Friedrich Rosa laut Kontraktbuch fol. 176 b den 4. Mai 1786 sein 1766 erkauftes Haus Nr. 75 an den Handelsmann Georg Daniel de Heinrich Widt, welcher dann auch im Grundbuch von 1791 als Besitzer aufgeführt ist. Auch diesmal wird das Haus N. 75 in der Urkunde genau angegeben «am Fischmarkt gegen der Kuttelgass über, einseit neben Schlagischen Erben, anderseit neben Schauer, dem Veechhändler, hinden an den Ullwergraben stossend.»

Die Bezeichnung «Schlagische Erben» ist für das Jahr 1786 richtig, da Johann Ludwig Schlag nach dem Sterberegister der Neuen Kirche Bd. 190 fol 13 a am 11. Dez. 1778 das Zeitliche gesegnet hatte. Er hinterliess zwei Kinder, nämlich Georg Ludwig Schlag, Kürschner, und Maria Elisabeth Schlag, verwitwete Meusel. Letztere, in erster Ehe 1762 mit Gottlieb Prox, dem ledigen Kürschner und Föchhändler von Friedland in Schlesien, in zweiter Ehe 1770 mit Joh. Aug. Gotthold Meusel, ledigem Rauchwaarenhändler von Radenfeld bei Leipzig gebürtig, vermählt und 1780 zum zweiten Male verwittwet, gilt im Zinsbuch (Maria Elisabetha Müsselin Wittib) und auch in folgendem Verkaufsakt als Eigentümerin des Hauses, während sich ihr Bruder bereits 1760 (Kontraktbuch fol. 43 a) mietweise und 1771 (Kontraktbuch fol. 76 b) als Eigentümer unter der Grossen Gewerbslaube etabliert hatte.

Am 11. Mai 1787 verkauften die Schlag'schen Erben das väterliche Haus am Alten Fischmarkt.

Kontraktbuch 1787 Fol. 196 a.

Erschienen Fr. Maria Elisabeta, geborne Schlagin, weyl. H. Johann August Gotthold Meusel, gewesten Rauhwaarhändlers und Burgers

allhier seel. nachgelassene Wittib, beiständlich H. Georg Ludwig Schlag, des Rauchwaarhändlers und Burgers allhier, ihres leiblichen Bruders, diese hat in Gegenseyn H. Johann Ludwig Claus, des Seidenknopfmachers und Burgers allhier angezeigt und bekannt, dass sie vor sich, ihre Erben und Nachkommen aufrichtig, redlich, vest und unwiderruflich verkauft und zu kaufen gegeben ihme H. Claus, so vor sich und seine Erben erkauft zu haben bekanntlich ist, die ihro Verkäuferin zuständige Behausung, Höflein, Bumpbronnen und Hofstatt mit all übrigen dero Begriffen, Gebäuden, Weiten, Zugehörden, Rechten und Gerechtigkeiten Nr. 74 am untern Fischmarkt, einseit neben weil. H. Niclaus Mannberger, gewessten Schwerdfegers Wittib und Erben, anderseit neben H. Georg Friederich Rosa dem Seidenhändler und Knopfmacher, hinten auf den Ulmergraben stosend, gelegen, von dieser Behausung zalt man jährlich Löblm. Stift St. Marx allhier auf Pfingsten 5 ß und auf Nativitatis Mariae 8 ß 2 ₰ zusammen 13 ß 2 ₰ ane ewigem Zinns, ferner Unserm Pfenningthurm jeden Jahrs auf Martini Episcopitag 1 ℔ 3 ß ₰. ane Bodenzinns, sonst auser dem Vingtieme und der Einquartierung mit keiner andern Realbeschwerde beladen, wol aber in Hauptgut S. T. H. XIII Brackenhofer um 3000 fl. weiters H. Actuario Saltzmann um 500 fl. und Weil. Fr. Dr. Ehrmännin geborner Engelhardin seel. nachgelasenen Erben um 500 fl. so dann ihme H. Schlag vorgedacht um 1000 fl. samtlich ad vier pro Cento verzinnsslich verpfändet, sonst ledig und ihro der Fr. Verkäuferin als ein zum Theil ererbt, theils von ihrem H. Bruder vorbenannt in unvertheiltem Erb cedirt erhaltenes Gut eigentumlich zuständig.»

Folgen Kaufsumme und Zahlungstermine, dann heisst es weiter :

«Mit welcher vorbehaltenen auch neuerdingen bedungenen Unterpfandsgerechtigkeit die Fr. Verkäuferin dem H. Käufer sothane Behausung cum appertinentiis, denen samtlichen Oefen Steinen und Rohren, dem Bauchkössel, denen liegerdingen in den beeden vordern Kellern, zween Schellen, denen Umhangstänglein in drey verschiedenen Zimmern, zweyen Console Tischlein samt dreyen dannenen Waarenkästen, die Schäften Leisten, Zapfen und Ladenbänk in der Boutiqne allein ausgenommen, abtritt, und mit Uebergab der Feder, als Sitt ist, eigentumlich einraumt, um solche Behausung auf Johannis Baptistätag instehend, wie lang die Fr. Verkäuferin den Hauszins beziehet, dagegen aber auch, wie schon gemelt die samtliche Beschwerde und Capitalzinns auf sich zu leiden hat zu beziehen, dessfalls dem H. Häufer sonst gegen männiglich stete und sichere Währschaft zu leisten verspricht unter Verpfändung ihres übrigen Vermögens. Alles getreulich und ohne Gefährde. Verlesen und unterschrieben. Actum Strasburg den eilften May a° eintausend sieben-

hundert achtzig sieben. Maria Elisabetha Meüselin Wittib. Georg Ludwig Schlag senior. Johann Ludwig Claus. Hammerer, act. mit Handzug.

Nach diesen erschöpfenden Urkunden war also das Haus Nr. 74 (heutige Nr. 36 nördliche Hälfte) am Alten Fischmarkt von 1765 bis 1787 im Besitz der Familie Schlag; in diesem hat mithin Gœthe 1770-1771 sein Logis gehabt. Interessant auch für weitere Kreise und eine nicht zu unterschätzende Stütze für die Bestimmung des Gœthe-Hauses ist der im Verkaufsbriefe erwähnte Umstand, dass der Aktuarius Salzmann, Gœthes väterlicher Freund, eine Hypothek von 500 Gulden auf dem Schlagschen Hause stehen hatte.

Dieses Schlag'sche Haus ist bis auf den heutigen Tag im wesentlichen unverändert geblieben. Wenn es auch seit mehreren Jahrzehnten mit dem Nebenhaus Nr. 75 (Nr. 36 südliche Hälfte) verbunden ist, wodurch der im Erdgeschoss befindliche Laden erweitert werden konnte, so ist doch die ursprüngliche Trennung beider Häuser noch heute im äussern und innern deutlich ersichtlich. Noch jetzt sind die im Miets- und Kaufkontrakt des vorigen Jahrhunderts erwähnten Keller in ihrer ehemaligen Trennung vorhanden, sowie die zu ebener Erde gelegene, heute nicht mehr benutzte Küche, in welcher Mutter Schlag manchmal für ihren Gœthe die Abendmalzeit bereitet haben mag.

Dass Johann Ludwig Schlag der Hauswirt Gœthes gewesen sein muss, da kein anderer des Namens Schlag etwa mietweise ein Haus am Alten Fischmarkt bewohnt haben kann, geht aus einer andern allerdings sehr umständlichen Nachforschung hervor. Ich habe nämlich von 1770 bis zum Todesjahr Gœthes 1832, bis 1792 alle katholischen und evangelischen Pfarrbücher und vom 22. Sept. 1792 die Dezennaltabelle der Mairie vorgenommen und nach einer sorgfältigen Durchforschung in ganz Strassburg zwischen 1770 und 1832 nur jene einzige und zwar evangelische Familie Schlag gefunden, welche aus Frankfurt am Main stammt.

Hochzeitsregister von St. Aurelien Bd. 2 Fol. 45a.

a. 1702.

Mittwoch den 18. Januarii wurden nach geschehener zweymaliger ausrufung copulirt zu St. Aurelien Johann Jost Schlag der ledige

Schuster und Burger allhier, weyl. Peter Schlagen, gewesenen Steinmetzen und Burgers zu Frankfort am Main, nahgelassener ehl. Sohn und Jgfr. M. Dorothea weyl. Christoph Hetzels gewesenen Burgers und Hornpressers allhier nachgelas. ehl. Tochter.

Als einziger Sohn aus dieser Ehe wurde den 30. Nov. 1702[1] geboren Johann Ludwig Schlag. Am 11. Dez. 1778[2] starb Herr Johann Ludwig Schlag, Rauchwaarhändler und Burger seines Alters 76 Jahre und 11 Tage. Dessen Sohn Georg Ludwig Schlag, geboren d. 4. April 1735[3], starb d. 28. Febr. 1798 (onzième ventose VI)[4] agé des 63 ans, ci-devant pelletier, fils légitime de feu Jean Louis Schlag pelletier, en sa demeure située Krautenau 106.

Der gleichnamige Enkel Georg Ludwig Schlag, geboren d. 27. Mai 1759[5] starb d. 22. Oct. 1831,[6] âgé de 72 ans 4 mois 26 jours dans la maison située Nr. 32 Grandes Arcades, fils de feu George Louis Schlag, pelletier. Dessen Sterbeakt ist unterzeichnet von Louis Felix Schlag, agé de 36 ans, négociant, fils du defunt. Dieser letztere starb d. 13. Juli 1847[7], und dessen einzig noch lebende Tochter ist Frau Ungerer-Schlag, Witwe des Mechanikers Ungerer, mit welcher der Name dieser ursprünglich aus Frankfurt stammenden Familie dereinst in Strassburg erlöschen wird.

[1] Taufregister von St. Aurelien Bd. 3 fol. 173 a.
[2] Sterberegister der Neuen Kirche Bd. 190 fol 13 a.
[3] Taufregister der Neuen Kirche Bd. 227 fol. 400 b.
[4] Sterberegister der Mairie Bd. 226 fol. 136 b.
[5] Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 445 a.
[6] Sterberegister der Mairie Bd. 347 fol. 464 b.
[7] Sterberegister der Mairie Bd. a. 1847 fol. 350 b.

Berichtigungen: Seite 14 Zeile 12: 26. Nov. — S. 14 Z. 11 von unten: weil er. — S. 26 Z. 12: Wenn trotzdem aber. — S. 41 Z. 15 von unten: cy dessus. — S. 41 Z. 14 von unten: icellés valloir. — S. 42 Z. 19: cy. — S. 42 Z. 24: il s'est trouvé. — S. 42 Z. 37: a été paraphé. — S. 60 Z. 17 von unten: vor dem kurländischen Richter. — S. 64 Z. 18: als wir die Dame.

lung sich fügenden, Beiträge werden den Unterzeichneten jederzeit willkommen sein.

Die ersten Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Heft I.: *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen* von Const. This. 8°. 34 S. mit einer Karte (1: 300.000). ℳ 1 50

Heft II.: *Ein andechtig geistliche Badenfahrt des hochgelerten Herren Thomas Murner*. 8°. 56 S. Neudruck mit Erläuterungen, insbesondere über das altdeutsche Badewesen, von Prof. Dr. E. Martin. Mit 6 Zinkätzungen nach dem Original. ℳ 2 —

Heft III.: *Die Alamannenschlacht vor Strassburg* 357 *n. Chr.* von Archivdirector Dr. W. Wiegand. 8° 46 Seiten mit einer Karte u. einer Wegskizze. ℳ 1 —

Heft IV.: *Lenz, Gœthe und Cleophe Fibich von Strassburg*. Ein urkundlicher Kommentar zu Gœthes Dichtung und Wahrheit mit einem Porträt Araminta's in farbigem Lichtdruck und ihrem Facsimile aus dem Lenz-Stammbuch von Dr. Joh. Froitzheim. c. ℳ 3 —

In Vorbereitung:

Holländer, A. *Strassburg im französischen Kriege* 1552.

Witte, H. *Die Armagnaken im Elsass.*

Jede Buchhandlung, sowie die Verlagshandlung, nimmt Bestellung an.

Hochachtungsvoll

J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Strassburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).



